Nr. 7 — Leipzig, den 16. Februar — 1890

Ausgabe am Donnerstag
Expedition: Königsstraße 20

Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen

Die christliche Welt

Evangelisch-Lutherisches Gemeindeblatt für die Gebildeten

Vierter Jahrgang

Haltegebühr: Vierteljährlich 2 Mark

(Post-Zeitungsliste Nr. 1324)

Anzeigegebühr: Für die viergespaltene Zeile 25 Pf.

Inhalt: Siehe, ich stehe vor der Thür und klopfe an — Das Gleichnis vom verlornen Sohne: 3. Wieder daheim — Das Christentum und die Langeweile: 1. Psychologische Entwicklung; 2. Religiöse Beurteilung — Die Erlasse des Kaisers — Volksbühne und Nationaltheater: 2. Unser heutiges Theater — Lesestoff für die weibliche Jugend — Die Evangelisation durch die Kirche in Belgien. Aus Belgien — Bücher und Schriften: Biblische Psychologie, Biologie und Pädagogik; Die Stiftung der Bergischen Provinzialsynode; Die Arbeiter-Orden; Geistliche Lieder von Georg Wilhelm Schulze — Verschiednes: Die gesperrten siebzehn Millionen — Quittung — Anzeigen

Siehe, ich stehe vor der Thür und klopfe an

Off. Joh. 3,20

Englische Hymne

Horch, es klopfte! Wer mags sein?
Leise, leise — wer will ein?
's ist ein Pilgrim, fremd und fürstlich,
Wie noch keiner kam zu dir:
O mein Herz, um solch ein Wunder
Willst du öffnen nicht die Thür?

Hörst dus klopfen? immer fort!
Harrend, harrend steht er dort!
Ach, die Thür will ihm nicht weichen,
Denn des Unkrauts Dorngeäst
Mit den bösen Hängeranken
Schlingt sich um sie, hält sie fest.

Horch, es klopfte! Wie, und noch?
Leise, leise — öffne doch!
Ja, die wunde Hand noch klopfet,
Und vom Haupt, so oft verflucht,
Strahlt das Auge mild-geduldig
Deines Heilands, der dich sucht.

H v Sch

Das Gleichnis vom verlornen Sohne

3. Wieder daheim

Die Stimme des Vertrauens hat den Heimkehrenden nicht getäuscht. „Da er noch ferne von dannen war, sahe ihn sein Vater, und jammerte ihn, lief und fiel um seinen Hals und küssete ihn." Da hat er wohl erst eine Zeit lang an seinem Herzen geweint. Dann ringt es sich aus seinem Herzen los: „Vater, ich habe gesündigt in den Himmel und vor dir; ich bin hinfort nicht mehr wert, daß ich dein Sohn heiße." Aber die Liebe des Vaters hat diesem Bekenntnis die Bitterkeit genommen; sie läßt ihn auch nicht vollenden, was er zuerst sich vorgesprochen: Mache mich zu einem deiner Tagelöhner. Und nun führt ihn der Vater voller Freude wieder hinein ins lang entbehrte Vaterhaus. Wie mag ihm da ums Herz gewesen sein inmitten des festlichen Jubels? Ich denke, wie einem armen Kinde, das zum erstenmale vor der strahlenden Pracht des Christbaums steht. Keine klaren Gedanken — ganz Herz — ganz Seligkeit!

Freilich, es wird ihm nicht lauter Liebe entgegengebracht. Der ältere Bruder murrt über den Empfang als über eine Ungerechtigkeit. Wenn es nach ihm gegangen wäre, so hätte ihn der Vater vielleicht von der Schwelle gejagt. Wäre das nicht auch die gerechte Strafe gewesen? Müßte Gott nicht also thun mit den verirrten, heimkehrenden Menschenkindern? Aber das ist ja gerade das ureigenste Gesetz der Liebe, das ist ihre Gerechtigkeit, daß sie in einem Augenblick die Schuld langer Jahre, die Schuld eines ganzen Lebens durchzustreichen vermag! Und die ewige Liebe sollte es nicht vermögen? Die Liebe des, der da spricht: „Kann auch ein Weib ihres Kindleins vergessen, daß sie sich nicht erbarme über den Sohn ihres Leibes? Und ob sie desselben vergäße, so will ich doch deiner nicht vergessen!"? Ja, das ist eben die Herrlichkeit unsers Gleichnisses, daß es uns so lebendig die erbarmende, vergebende Liebe des himmlischen Vaters vor die Augen malt!

Was ist nun aber weiter aus dem verlornen Sohne geworden? So hat einmal ein Kind seinen Lehrer gefragt. Die Frage ist wohl uns allen aus dem Herzen gesprochen. Unsre Geschichte giebt uns keine Antwort darauf. Aber ich denke, jene Stunde ist ihm der Anfang eines neuen Lebens geworden. Wohl werden die alten Wunden oft aufs neue gebrannt, wohl werden die alten Sünden oft aufs neue ihr Haupt erhoben haben. Aber der Gedanke an jene selige Stunde der Heimkehr wird ihn immer aufs neue mit Freudigkeit und mit Kraft durchströmt haben. Und je mehr in solchem Ringen das Herz fest und frei wurde, desto herrlicher und reicher wird ihm nun das Leben geworden sein, desto mehr wird er nun das Glück gefunden haben, das er einst im stürmischen Drange gesucht und immer mehr verloren hatte. Wohl dem Menschenkinde — wohl dem Gotteskinde, dem auch also die Liebe des himmlischen Vaters Trieb und Kraft eines neuen Lebens wird, das diese Liebe immer aufs neue in sein Herz hineinleuchten läßt, also daß es immer mehr, immer völliger sich zu der herrlichen Freiheit der Kinder Gottes durchringt! Auch ihm erscheint hinfort alles, was dieses Leben bietet, in einem neuen Lichte. Siehe im Frühling die grünenden Fluren. So lange trübe Wolkenschatten darauf lagern, erfreuen sie dich wenig. Erst die strahlende Sonne giebt ihnen ihre volle Herrlichkeit. So gießt auch die Sonne der ewigen Liebe erst die volle Herrlichkeit aus über alles, was diese Welt Großes und Herrliches bietet. Wohl dir, wenn du sie auch in dein Herz, in dein Leben hineinleuchten läßt! Du wirst aber noch Größres schauen, wenn dereinst die Pforten der unvergänglichen Herrlichkeit vor dir sich aufthun — im Vaterhause droben!

E Str

Das Christentum und die Langeweile

Uebersicht: 1. Psychologische Entwicklung; 2. Religiöse Beurteilung; 3. Praktische Schlußfolgerungen.

1

Wegen dieser Ueberschrift sollte man wohl die Leser dieses Blattes um Entschuldigung bitten, wenigstens wegen ihres zweiten Teiles. Denn ist es auch ein wesentlich religiöses Blatt, so

will es doch erst recht für Unterhaltung sorgen, für Unterhaltung im eigentlichen Sinne des Wortes, d. h. für Ernährung und Erhaltung hier im besondern des christlichen Lebens, und wie kann es unterhaltend sein, noch dazu vor Gebildeten, von etwas so Langweiligem zu reden wie von — der Langenweile!

Zwar hat auch Lessing ein Gedicht auf die Faulheit geschrieben — ich hätte beinahe gesagt verbrochen, denn für seinen Dichterruhm wäre es besser ungedruckt geblieben. Und der Nestor der jetzt lebenden Philosophen, Erdmann, hat einen seiner geistvollsten Vorträge vor einem gebildeten Publikum sogar über die Dummheit gehalten. So muß auch die Langeweile für gebildete Christen ein interessantes Gebiet sein, denn sie ist ein Erbfeind des Christentums nicht etwa beim geringen Manne, sondern gerade in den gebildeten Kreisen; und der Beigeschmack von Langweiligkeit, den viele im Kirchen- und sogar im Christentum zu empfinden meinen, hat schon viele Gebildete aus den Gotteshäusern und der ernst christlichen Gemeinschaft vertrieben. Die Langeweile ist eben eine gefährliche Zeitkrankheit; es liegt etwas Wahres in dem Seufzer: Ich sterbe vor Langerweile! Es ist wirklich schon manches geistliche Leben durch sie abgestorben.

Es zeigt von keiner tiefen Beobachtungsgabe, wenn man verächtlich auf die einfache Beschäftigung des gemeinen Mannes mit dem Urteil herabsieht, wie sich solch ein Mann langweilen muß! Wir setzen dann meist nur unberechtigterweise bei jenem dieselbe Stimmung voraus, die wir empfinden würden, wenn wir zu seiner Thätigkeit verdammt wären. Dem Bauer ist es durchaus nicht langweilig, jahraus jahrein dasselbe Land zu bestellen und tagelang auf demselben Felde hin und wieder seine Furchen zu ziehen. Weil der Schäfer mit Leib und Seele Schäfer ist, fühlt er sich durchaus nicht gelangweilt, wenn er alle Tage mit seiner Herde allein ist und weiter nichts sieht als Himmel, Hammel und Heide; die Schäferklugheit, von der man nicht umsonst spricht, wird nicht aus der Langenweile geboren. Ein akademisch gebildeter Beamter bei seinen Akten, ein Gymnasiallehrer, der allwöchentlich seine Stöße Schülerhefte zu verdauen hat, langweilt sich an seinem Schreibtische bei dem ewigen Einerlei seines Berufes oft mehr als ein Handwerker. Ich wette, in der zweiten Klasse eines Bummelzuges wird mehr über die lange Fahrt gestöhnt als in der dritten oder gar in der vierten. Es gehört ein gewisser geistiger Besitz dazu, um sich überhaupt langweilen zu können; denn die Langeweile ist stets eine Sehnsucht nach verlornem Reichtum.

Unser Leben wird reich durch das Gefühl. Zwar vermittelt uns das Vorstellungsvermögen die ganze Fülle der Außenwelt, aber zum wahren geistigen Reichtum gehört nicht allein der augenblickliche Besitz, sondern auch das bleibende Bewußtsein des Besitzes. Ohne Mitwirkung des Gefühles würden die Vorstellungsreihen, die wir unfrei in uns aufnehmen, gehen, wie sie gekommen sind, ohne für unser Seelenleben Werte zu erzeugen. Mag es sich um eine trockne Verbindung formaler Verstandeskategorien oder logischer Gesetze handeln, oder um eine lebenswarme Empfindung — zwischen zwei Polen, dem der Lust und dem der Unlust, dreht sich auch unser ganzes inneres Leben, diese Welt im Kleinen, soweit es auf das Wachsen des innern Besitzes von Einfluß ist. Das Gefühl ist die Quelle des Bewußtseins, das Selbstgefühl die Quelle des Selbstbewußtseins, und darum ist auch keine Steigerung oder Schädigung derselben ohne Mitwirken oder Mitleiden des Gefühls denkbar. Deshalb ist auch stets wahre Bildung mit einem gesteigerten Selbstbewußtsein verbunden, das freilich weit entfernt ist von Hochmut; denn dieser beruht auf einer Selbsttäuschung, auf Mangel an wahrer Bildung, ist also mit der Dummheit stammverwandt.

Werden wir uns so im Gefühle der Werte bewußt, welche die Eindrücke der Außenwelt oder die Verbindung der aus ihnen gewonnenen Vorstellungen und Begriffe für uns haben, so erwächst aus ihm unmittelbar der innere Reichtum unsers Seelenlebens. Dieses wirkt daher wesentlich mit bei der Entstehung der Sehnsucht nach dem verlornen Reichtum unsrer Seele, der Langenweile. Unser inneres Leben ist gewöhnt, sich fortwährend durch innere Reize gefördert zu sehen; es bedarf

des Wechsels. So wie unser Auge uns in jedem seiner Blicke andre Bilder zuführt, so wie die Gesamtsumme aller körperlich vermittelten Empfindungen nie dieselbe ist, muß auch unsre Seelenthätigkeit in einem beständigen Wechseln verlaufen. Darauf beruhen alle höhern Funktionen der Seele, daß sie in diesem Wechsel doch die Einheit bleibt, die alles Einzelne in Raum und Zeit, in Zahl und Maß mit einander verbindet. Es ist ein Vorzug höherer Begabung oder auch größerer Bildung, sich der reichern Verbindung zusammengesetzter Vorstellungen oder Gefühle leichter bewußt werden und sie leichter zu Werten umsetzen zu können. Aber jede Befähigung erweckt die Lust, sie zu gebrauchen; es fehlt uns etwas, hört dieses Verarbeiten von neuen Eindrücken auf, und wir werden uns dieses Mangels in einer leisen Unlustempfindung bewußt; hält diese Empfindung eine Zeit lang an und macht sie sich zu einer herrschenden, so wird sie zu der Stimmung, die der Sprachgebrauch als Langeweile bezeichnet.

Es ist dabei natürlich ganz gleichgiltig, ob die Gefühle, die unserm innern Leben seine Färbung geben, Lust oder Unlust, Freude oder Schmerz heißen, es gehört nur ein lebhaftes Interesse und eine vorangegangne reiche Befriedigung desselben dazu, daß die Langeweile eintritt, und sie wird umso stärker sein, je reichere Befriedigung die Seele vorher genossen hat. Wer gewöhnt ist, lange an einem empfangnen Eindrucke zu zehren und der Erinnerung zu leben, oder wer eine lebhafte Phantasie besitzt, die aus sich heraus selbstschöpferisch die Vorstellungen zu verbinden weiß, wird sie selten empfinden; sie wird aber um so häufiger werden, je mehr der rasche Wechsel der Vorstellungsbilder und Sinneseindrücke die Seele verwöhnt hat; stets wird sie eintreten, wenn jemand wider seinen Willen in einen Zustand oder eine Thätigkeit hineingedrängt wird, an dem oder an der er nicht gefühlsmäßig Anteil nehmen kann.

Die Langeweile ist die Begleiterin des melancholischen Temperaments, nicht so sehr des phlegmatischen, wie man denken sollte. Das Leben eines Phlegmatikers wird freilich einem andern so erscheinen, der nicht zu gleicher Stimmung hinneigt; der Phlegmatiker selbst, der mehr überlegt als fühlt und mehr wartet als handelt, hat mit der Ordnung und Harmonie seines innern Lebens so viel zu thun, daß das Bewußtsein eines Mangels in ihm sich selten einstellen wird. Anders der Melancholiker. Kant hat Recht, wenn er das Wesentliche dieses Temperaments im Gefühlsleben sucht, und zwar in einer Abspannung desselben, die sich natürlicherweise oft in der Stimmung der Langenweile äußern wird. Melancholie, die einseitig krankhafte Steigerung dieses Temperaments, und Langeweile sind Geschwister; sie fordern und ergänzen sich gegenseitig; diese ist oft die noch erträglichere Vorstufe jener.

Auch hierbei findet die eigentümliche Kombination ihre glänzende Bestätigung, die Lotze*) zwischen Lebensaltern und Temperamenten vornimmt. Das sanguinische ist ihm das natürliche Temperament des Kindes, das melancholische**) das des Jünglings u. s. w. Und wirklich kein Lebensalter spricht mehr von Langerweile als das Jünglingsalter, besonders in seinem Entstehen, in der Zeit der ausgewachsenen Hosen und zu langen Gliedmaßen, der Flegeljahre und des Backfischalters. Zwar ist daran zum guten Teile die Uebersättigung durch unverdauten oder nur halb verdauten Stoff schuld, an der die Zöglinge unsers gegenwärtigen Schulwesens leicht leiden. Das Vielerlei, das ihnen geboten wird, erweckt eine Ueberreiztheit des Aneignungsvermögens, die fortwährend gähnend nach Neuem verlangt. Daher stammt der Hang zur Blasirtheit in jenen Jahren. Gerade das Reich des Idealen, in das der Jüngling hineingeführt wird, die Zeit des Sehnens und Hoffens, die dem heranwachsenden Mädchen aufgeht, macht das gewöhnliche Leben umso langweiliger. Das Alltagsgetriebe und seine Arbeit, oft leider auch das nüchterne Vaterhaus erscheint dann zu gewöhnlich und unwürdig. Dem Jünglingsalter erscheint vieles „fade, was die geistige Verdauungskraft des Kindes ganz unbefangen überwältigte.“ ***)

*) Mikrokosmus, dritte Aufl., Bd. 2, S. 372 ff.
**) Bei Lotze „sentimentale.“
***) Lotze a. a. O. S. 373.

Das Spielen hat seinen Reiz verloren, die Arbeit ihn noch nicht gewonnen; die Erstlinge des geselligen Lebens, die dem heranwachsenden Geschlechte geboten werden, lassen die Haus- oder Schularbeiten desto langweiliger erscheinen: kurz es ist eine glückliche, aber auch gefahrvolle Zeit für die Entwicklung. Jedes Zuviel an Eindrücken oder Gefühlserregungen, das hier geboten wird, rächt sich bitter in dem Gefühl der Leere, das ihm folgt; die werdende Freiheit erfordert um so größere Vorsicht der Leitung, die sich lösenden Fesseln der Autorität müssen noch halten und dürfen doch nicht als beengend empfunden werden. Es ist derselbe Seelenzustand, aus dem die Begeisterung stammt, womit der Jüngling sich dem verehrten Lehrer hingiebt, aus dem auch das oft vorschnelle Urteil der Langweiligkeit gefällt wird, das unbarmherzig über einen andern zu Gericht sitzt.

Welche Bedeutung hat nun die Langeweile im Leben der jetzigen Gesellschaft? Ueberall herrscht gesteigertes Interesse, lebhaft erregtes Gefühl, aber noch mehr starker Wille und energisches Handeln. Die moderne Welt hat — oberflächlich betrachtet — keine Zeit zur Langenweile. Und doch uns scheint es nur so, als müßte der indolente Morgenländer auf seinem Divan vor Langerweile umkommen: ich glaube, er wird weniger von diesem Uebel geplagt wie wir. Unsre moderne Kultur hat durch die Mannichfaltigkeit der Reize, die sie uns bietet, die nimmersatte Lust nach steter Abwechslung in uns erregt, die, ungestillt, zur Zeitkrankheit der Langenweile herabsinkt. Leider steht mir Grimms Wörterbuch nicht zu Gebote, um es nachweisen zu können, ich möchte fast behaupten, daß das Wort selbst modernen Ursprungs ist. Wir Kulturmenschen fühlen oft das Bedürfnis, zur Einfachheit früherer Jahrhunderte zurückzukehren, aber wir würden uns freilich erst recht nicht wohl fühlen, wenn uns diese Sehnsucht erfüllt würde. Der überhetzte Städter schwärmt für die Reize des Landlebens; er malt sich ein Zauberbild, das für Ferientage und Sonntagsausflüge genügt, für immer aber unbefriedigt ließe. All dieser Schwärmerei, all diesem Sehnen liegt der Ueberdruß am Alltäglichen zu Grunde, es hängt mit der Langenweile zusammen. Jede neue Errungenschaft der Kultur, die das Gesellschaftsleben fördert, ist zugleich eine neue Schranke für die persönliche Freiheit. Zwar wird diese reichlich durch den Vorteil aufgewogen, den der Einzelne durch sie gewinnt, aber trotzdem wird ihn auch hier ein leises Widerstreben seines Gefühls stets daran erinnern, daß er ein Stücklein seines Reichtums verschenkt hat. Es giebt deshalb auch heute noch Menschen, die lieber mit dem Postwagen fahren als mit der Eisenbahn; zuweilen überwiegt die Mißstimmung, die jener geringe Verlust von Freiheit erweckt, das Bewußtsein des Gewinnes, den man empfängt; dann rüttelt der Mensch gelangweilt an den Fesseln der gesellschaftlichen Kultur, die sich dem Einzelnen als Kerker gezeigt hat. Gerade die lebhaft fühlenden Geister werden auch dies am meisten empfinden, aber ihr Widerstreben hilft nichts; die Originale werden seltner, vielleicht gerade deshalb die Langeweile und Blasirtheit häufiger, der philiströsen Kannegießerei kein Ende.

Aber erinnern wir uns hier auch des Zusammenhanges der Langenweile und des Jünglingsalters: es ist nicht nur ein schlechtes Zeichen für unsre Zeit, daß sie sich langweilen kann, nein es ist auch ein Merkmal des noch in ihr schlummernden Jugendhaften. Unser Volk lebt zu seinem größern Teile noch im Jünglingsalter seiner Entwicklung, es hat noch einen weiten Weg bis zum Ergreisen.

2

Doch gar zu lange weile ich schon bei der Langenweile, — was hat mit ihr das Christentum zu thun? Wenig und doch sehr viel, denn sie ist dessen Todfeind; ja ich sage es gerade heraus: die Langeweile ist Sünde, und zwar eine sehr gewöhnliche, die umso gefährlicher ist, je seltner sie in ihrem wahren Wesen erkannt und gewürdigt wird. Ein wahrer Christ darf sich nicht langweilen. Daß diese Stimmung noch bei ihm eintritt, ist ein Zeichen der Unvollkommenheit, die noch an seinem Wesen haftet. Idee und Erscheinung decken sich noch nicht, und das ist, religiös betrachtet, nicht nur ein Mangel, das ist Sünde.

Doch es gilt zunächst diese Behauptung zu beweisen. Der gewöhnliche Weg, wie christliche Ethiker etwas als Sünde beurteilen lehren, führt hier freilich nicht zum Ziele: vergebens würde man ein sie verdammendes Herren- oder Apostelwort suchen, wollte man nicht etwa die Mahnung zum Auskaufen der Zeit (Eph. 5, 16 in der revidirten Uebersetzung und im Grundtext) hierher beziehen. Jede Kulturstufe zeitigt eben andre Sünden, wenn man ihren Namen auch nicht in den Urkunden der Offenbarung findet; aber der Maßstab ihrer Verurteilung wird sich doch aus ihr ergeben.

Das Wesen der christlichen Sittlichkeit soll doch eine einzige allumfassende Liebesbethätigung sein. Liebe und Langeweile schließen sich aber aus; es fehlt an der Liebe, wenn man sich langweilt. Die Liebe ist nie müde, nie überdrüssig. Schriebe ein Moderner ein hohes Lied der Liebe nach dem Muster von 1. Kor. 13, er müßte in dem siebenten Verse das Wort einschieben: Sie langweilt sich nicht. Unser Glaube tritt mit dem Anspruche auf, unser ganzes Leben auszufüllen; er will so reich machen, daß eine Sehnsucht nach verlornem Reichtum undenkbar ist; denn er ist immer Wirklichkeit, er führt zu einem jeden Augenblick unsrer geistigen Lebendigkeit beherrschenden Gefühle, zu einem alles belebenden Interesse. Das ständige freudige Bewußtsein, ein Kind Gottes zu sein, um mich der bildlichen Redeweise Pauli zu bedienen, läßt eine Unlustempfindung auch noch so geringer Art gar nicht mehr zur herrschenden werden; sie entstehen nur, um überwunden zu werden; es kann deshalb auch keine Langeweile mehr geben, und es ist ein Mangel an fröhlichem Glauben, wenn sie im Christenleben eintritt. Unser Gefühl söhnt sich mit jedem sonst dahin wirkenden Ereignis auch des alltäglichen Lebens in dem Bewußtsein aus, daß wir es mit einer Fügung Gottes zu thun haben; jeder Gegensatz, den wir empfinden, wird zur Aufgabe, jede Störung zur Prüfung, jeder die Einzelpersönlichkeit beengende Fortschritt in der Kultur zu einem neuen Geschenk der Schöpfergnade Gottes, jede Pause in der Aufnahme äußerer Eindrücke zur willkommenen Gelegenheit, innere Einkehr bei sich zu halten und das fortwährende innere Gemeinschaftsleben mit Gott in Herzensgebeten ausklingen zu lassen. Man muß sich nur mehr daran gewöhnen, auch die Dinge des alltäglichen Lebens in unmittelbare Beziehung zu Gott zu setzen, dann wird man die Langeweile als Sünde kennen lernen und fühlen, daß das Christentum sie überwinden kann und muß. Es ist oft nur ein Zeichen davon, daß sich das Alltagsleben unsrer sittlichen Beurteilung noch zu sehr entzieht, daß uns das christliche Leben noch zu wenig in Fleisch und Blut übergegangen ist, wenn wir das Urteil zu streng finden, daß Langeweile Sünde sei.

Ist Christentum und Langeweile unvereinbar, so ist ein langweiliges Christentum stets ein ungesundes, entweder weltförmig angehauchtes oder weltflüchtiges. Fordert die römische Kirche von ihren Gliedern so viel äußeres Thun und zwecklose Askese als Selbstzweck, daß sich eine gesunde Natur in Langerweile und Stumpfsinn dagegen sträuben muß, ist sie darin nicht mehr urwüchsig christlich; wir leben in dem fröhlichen Bewußtsein, daß ein solches Christentum, wie es bisher geschildert ist, nur in der evangelischen Kirche erwachsen kann, deren Lebensideal allein beides organisch mit einander verbindet: die wahre Gottesfreudigkeit und darum auch die wahre Weltfreudigkeit.

Wenn man das Christentum nur so ideal betrachtet, wird man dem Leben nicht gerecht. Mit der Behauptung, daß die Langeweile mit dem wahren Christentum unvereinbar sei, ist nichts geholfen, wo doch das Leben beides in Verbindung mit einander zeigt; sie muß ihre Wahrheit dadurch beweisen, daß in der That da, wo christliches Wesen das Leben allseitig zu beherrschen beginnt, die Langeweile besiegt wird. Man könnte hier auf die Glaubensheroen aller Zeiten hinweisen; mit ihrem Charakterbilde scheint unsre Sünde unvereinbar. Beim Heilande erscheint uns das sogar selbstverständlich, was, nebenbei gesagt, ein Beweis dafür ist, daß es sich hier um eine Sünde und nicht nur um eine Unvollkommenheit handelt; denn solch eine müßten wir uns bei der wahren Menschlichkeit unsers Heilands gefallen lassen. Und mögen manche katholischen Heiligengestalten in

ihrem beschaulichen Leben in der Wüste oder unter den Tieren des Feldes uns höchst langweilig vorkommen, so beweist das eben, daß sie keine rechten Heiligen sind; es ist kein Verdienst, sich um Gottes willen zu langweilen, das könnten sich manche evangelische Christen auch merken. Schließlich wird die Energie der Liebe und die weltüberwindende Kraft des Glaubens, von denen diese das Charakteristische eines Luther, jene eines August Hermann Franke ist, allen unzufriednen Ueberdruß am täglichen Leben ausschließen. Finden wir sie dennoch bei solchen Männern, so ist das eben das Kleine, das aller menschlichen Größe anhaftet.

Die Großen sind auch nur das, was sie geworden sind. Dürfen wir aufhören zu werden, weil wir noch nichts sind? Man darf nur nicht zu klein von der eignen Aufgabe denken, dadurch erniedrigt man sich selbst. Ist unsre Langeweile unsre Sünde, muß die wiedergebärende Kraft, die von Christo auf seine Gemeinde übergeht, auch sie besiegen können. O B—r

---

Die Erlasse des Kaisers

Die Erlasse des Kaisers sind längst in Aller Händen. Bei dem Interesse, mit dem jede neue soziale Erscheinung zu verfolgen uns Pflicht ist, darf unser Blatt zu ihnen nicht schweigen. Eine Würdigung ihrer *wirtschaftlichen* Bedeutung kommt uns freilich nicht zu. Das ist unsre Sache, so sehr wir uns mit dem ganzen deutschen Vaterlande über die geniale That freuen, die einem Neuen, Großen für immer die Bahn gebrochen, so sehr wir die Sicherheit und Kühnheit bewundern, womit, was bisher nur Ziel und Drang gährender Arbeitermassen war, zur Richtschnur für die wirtschaftliche Entwicklung der ganzen Nation erhoben wird.

Für uns steht die Frage im Vordergrunde: Wie weit berühren die Erlasse unsre Kirche? Wie weit ist auch sie an der neuen großen Aufgabe der Zukunft beteiligt? Wir müssen uns hier von vornherein über eins klar sein. Die kirchliche und religiöse Frage ist heute durchaus nicht die beherrschende. Wie vor noch zwei und drei Jahrzehnten die politische, so ist es heute die wirtschaftliche, die alle Köpfe und Herzen erfüllt. Es wäre unklug, sich das verhehlen, anmaßend, es mit einem Schlage ändern zu wollen. Der Gang der Geschichte läßt sich nicht ändern. Mehr als genug bleibt dabei trotzalledem der Kirche noch zu thun.

Es läßt sich nicht leugnen, daß die Ausführung der kaiserlichen Pläne die Verwirklichung der sozialistischen Idee bedeutet. Es läßt sich weiter nicht in Abrede stellen, daß die Mutter derselben die Sozialdemokratie ist. Das erkennen — auch sei ein großer Zug an ihnen — die kaiserlichen Erlasse ohne Scheu an. Da entsteht die Frage: wird das geniale Kind einer solchen verkommenen Mutter die auf ihn gesetzten Hoffnungen erfüllen? Vielen dünkt es ein verwegenes Experiment, ein Va-banque-Spiel. Aber es wird gelingen, wenn unsre Kirche ihre Pflicht thut. Das Evangelium kann jenes Kind adeln. Es muß sich doch nachgerade dem Widerwilligen die Erkenntnis aufdrängen, daß die sozialistische Idee sich mit den Grundgedanken des Christentums aufs engste berührt. Das Christentum hat es allerdings zunächst immer nur mit der Einzelpersönlichkeit zu thun; es vernichtet nicht, sondern gestaltet und vollendet erst den Charakter und die Individualität. Aber der Glaube an das Reich Gottes kommt doch erst in der christlichen *Gemeinde* zum vollendeten, sichtbaren Ausdruck; und die wirtschaftliche Grundlage des Sozialismus ist die *Genossenschaft*. Die „Gemeinde" ist also die sittliche und religiöse Parallele der wirtschaftlichen Form der „Genossenschaft". Eine Verbindung von beiden verbürgt den Erfolg der kaiserlichen Pläne und die Zukunft unsers Volkes. Denn nur in der Kraft des innerlich erlebten Glaubens wird der einzelne Mensch zu der Höhe selbstlosen und *gemeinnützigen* Handelns emporgehoben, das die heraufziehende neue Zeit von jedem Bürger des jungen Reiches ohne Widerrede fordert. So steigt aus dem Schoße des Christentums — heute mehr als sonst die Religion der Liebe und der That — vor der überraschten

Welt der echte Sozialismus empor, der in der Lehre der Sozialdemokratie zu entarten und der Menschheit zum Fluche zu werden drohte und noch immer droht; es ist also die dringende Pflicht der Kirche, diesen Sozialismus nun in dem einzelnen Christen zu einer selbstverständlichen, beherrschenden Macht seines Handelns zu machen. Heute kann freilich noch nicht behauptet werden, daß man sich dieser Aufgabe und ihrer Bedeutung allenthalben schon bewußt, noch weniger, daß man sich über die Art ihrer erfolgreichen Lösung klar ist. Wenn und je mehr dies gelingt, desto mehr wird auch die religiöse Frage wieder mit in den beherrschenden Vordergrund treten.

Welchen Einfluß werden nun die kaiserlichen Worte auf die Arbeiter, besonders die Sozialdemokraten üben? Man darf sich hier keinen großen Hoffnungen hingeben. Die politisch noch schwankenden werden allerdings der gesetzlichen Ordnung zurückgewonnen werden, die bewußten Sozialdemokraten nimmermehr. Hier müssen die kaiserlichen Worte und Thaten die Entwicklung der Dinge abwärts, auf eine gewaltige Katastrophe hin nur noch beschleunigen. Die entgegengesetzte Erwartung, die jetzt vielfach laut wird, beruht auf Verkennung des eigentlichen Wesens der Sozialdemokratie. Der Sozialdemokratismus — das ist in diesem Blatte schon oft ausgesprochen worden — ist in erster Linie eine geistige Macht, Träger des konsequentesten modernen Materialismus und darum widerchristliche Weltanschauung, deshalb so sieghaft, weil er dem ungebildeten Volke in Verbindung mit einer Reihe z. T. berechtigter wirtschaftlicher Forderungen nahegebracht wird. Das Christentum hat heutzutage keinen ärgern Feind als die Sozialdemokratie. Darum gehört der Kampf gegen diese nicht nur ins politische Leben, sondern als eigenste sittlich-religiöse Aufgabe mit noch größerm Fug und Recht in die christliche Gemeinde, in die Kirche, auf die Kanzel. Und eben diesen Sozialdemokratismus wird darum keine kaiserliche Kundgebung, keine staatliche Reformgesetzgebung, auch die weitestgehende, arbeiterfreundlichste nicht, beseitigen. Sie wird ihm höchstens den Boden für seine wirtschaftliche Agitation allmählich entziehen, aber damit desto schneller und entschiedner seine Todfeindschaft gegen die sittlichen und religiösen Mächte der menschlichen Gesellschaft zum Ausbruch bringen. Wird die Kirche die Kraft haben, die Geister zu bannen? Kaum noch durchschaut die überwiegende Mehrzahl ihrer Glieder die drohende Gefahr. Die wenigen, die heute zum Kampfe rufen, finden kaum Teilnahme, geschweige Helfer. Es ist Zeit, daß sie kommen.

Der Kaiser und das Reich ist schon mitten im Streite; soll die Kirche fehlen? P G

Volksbühne und Nationaltheater

2. Unser heutiges Theater

Der etwas gallige Verfasser der Meletemata ecclesiastica*) hat ganz Recht, wenn er in dem Kapitel „Vom Lutherfest- und andern Spielen" darüber klagt:

> Daß man nicht kann bei der Maße bleiben,
> Muß alles ausrecken und übertreiben,
> Aufblähn und umkräuseln mit großem Schein . . .

Denn wir wissen, was alles für überschwängliche Hoffnungen an den Erfolg des Herrigschen Lutherfestspiels geknüpft worden sind. Fast überall, wo es dargeboten worden ist, haben wir die so hübsch klingenden Phantastereien von einer Wiedervereinigung von Kirche und Theater mit anhören können, während man zugleich allerhand frohen Erwartungen für eine Wiederbelebung des kirchlichen Sinnes Ausdruck gab. Ob und wie weit den Lutherfestspielen wirklich eine *Einwirkung* nach dieser letztern Richtung hin beschieden sein wird, wer kann das ermessen? In dieser Beziehung haben wir uns einfach an die vorliegenden Thatsachen zu halten, die wahrlich erfreulich genug sind: an die Thatsache, daß Tausenden und Abertausenden das Bild Luthers menschlich nahe gebracht, an die Thatsache, daß Tausenden und Aber-

*) Vergl. Nr. 19 vor. Jahrgangs: Zeitgemäße Knittelverse von Veracius Rusticus.

tausenden festliche Stunden künstlerischer Erhebung und religiöser Erbauung bereitet worden sind. Alles Weitere müssen wir Gott anheimstellen. Wir brauchen uns darüber nicht die Köpfe zu zerbrechen, sollen uns aber auch durch solch äußere Erfolge den nüchternen Sinn nicht verwirren lassen.

Anders steht es mit den Hoffnungen und Wünschen, welche die sanguinischen Gemüter der allezeit Projekte machenden Theaterreformer mit diesen von Worms ausgegangnen Anregungen verknüpft haben. Hier haben wir festen Boden unter den Füßen; hier müssen wir mit gegebnen Verhältnissen rechnen und können hier aus geschichtlichen Erfahrungen lernen, die uns behutsam machen werden, unbewohnbare Luftschlösser mit aufbauen zu helfen.

Bekanntlich sind die Klagen über den Niedergang des Theaters so alt wie das Theater selbst. Im siebzehnten der „Briefe, die neueste Litteratur betreffend," dem berühmten Todesurteil über die gesamte Theaterreform Gottscheds, schrieb Lessing die lapidaren Worte: „Wir haben kein Theater. Wir haben keine Schauspieler. Wir haben keine Zuhörer." Gerade ein Jahrzehnt später — im Jahre 1769 — schloß er seine Hamburgische Dramaturgie mit den bittern, seitdem viel zitirten Worten:

> Ueber den gutherzigen Einfall, den Deutschen ein Nationaltheater zu verschaffen, da wir Deutsche noch keine Nation sind! Ich rede nicht von der politischen Verfassung, sondern bloß von dem sittlichen Charakter. Fast sollte man sagen, dieser sei, keinen eignen haben zu wollen.

In einem kläglichen Bankerott war damals die stolze Theatergründung zusammengebrochen, das Nationaltheater zu einem Zirkus herabgesunken, und elegisch klagte Madame Hensel in ihrem Abschiedspoem:

> Ist dies der Arbeit Frucht? Ist dies der Sorge Lohn,
> Auf den die Schauspielkunst gehofft? . . .

Jene Lessingschen Worte sind seitdem das Leitmotiv geblieben, das durch die Leidensgeschichte der deutschen Bühne zu allen Zeiten bald lauter, bald leiser wiedertönt; und man kann sagen, so paradox es auch klingen mag, daß unser Theater verfällt, seitdem es besteht. Noch jede Zeit hat ihr vollgerüttelt Maß von Klagen über den Niedergang der Schaubühne gehört, und erst wenn die Gegenwart zur Vergangenheit geworden ist, pflegt plötzlich den ältern Leuten die Erkenntnis aufzugehn, daß doch allein in ihrer Jugend, in der „guten, alten Zeit" ernsthaft von einer Blüteperiode des Theaters zu reden war. Freilich: die Voraussetzung jener Klage Lessings trifft heute, Gottlob! nicht mehr zu. Wir sind inzwischen eine Nation geworden; in Kampf und Sieg ohne gleichen gewann das deutsche Volk statt der Zwietracht Eintracht und für das Klagelied um verlorene Größe ein gemeinsam durchlebtes Epos. Wir sind, seitdem Lessing jene schmerzlich ironischen Worte geschrieben, das geworden, was er ersehnte; wir haben jetzt ein Nationalgefühl, wir haben ein Nationalbewußtsein.

Daß aber gerade nach so gewaltigen Entscheidungsstunden im Völkerleben Zeiten der Ermüdung und Abspannung eintreten, ist unvermeidlich. Von Grund auf hat sich unser ganzes Leben umgestaltet; alle geistigen und wirtschaftlichen Kräfte des Volkes wurden mit einem male zu einem bisher ungeahnten Wettkampfe entfesselt; große Umwälzungen haben die tiefsten Tiefen der Volksseele aufgerührt; allenthalben will ein Neues sich anbahnen: aber unklar und verworren scheinen fast überall noch die Ziele, wie die Mittel und Wege. Oft genug drängt sich uns die bange Frage: Was will das werden? auf die Lippen, und kleinmütig oder grollend steht so mancher beiseite, weil ihm nicht alle Blütenträume gereift sind. So hatten auch viele Freunde des Theaters gehofft, daß, nachdem jener eine Wunsch Lessings erfüllt und wir eine große und mächtige Nation geworden sind, nun auch für das Theater eine neue, glückliche und ruhmreiche Epoche beginnen und uns nun auch ein Nationaltheater im Sinne Lessings erstehen werde. Und wie das bei dem Doktrinarismus, der uns Deutschen allesamt im Blute steckt, nicht anders sein konnte, hatte natürlich jeder Einzelne von diesem Nationaltheater sein eignes Bild, jeder Einzelne sein ganz apartes Ideal, und da nun auch auf diesem Boden nicht alle Blütenträume gereift sind, so klingt auch heute wieder das Klagelied über den Verfall der Bühne in unzähligen Variationen, und die Reformatoren, die das kranke Theater heilen wollen, sind so wohlfeil wie Brombeeren. So ist die Frage der Theaterreform wieder auf der Tagesordnung und Lessings: „Wir haben kein Theater!" wieder einmal ein Schlagwort des Tages.

Aber wenn irgendwo, so ist gerade in der Frage der Bühnenreform nüchterner Sinn und kaltblütige Besonnenheit dringend vonnöten. Die Welt- und Kunstanschauung, die aus abstrakten Maßstäben gewonnen ist und die da einfach dekretirt: Die Kunst soll dies und die Kunst soll das, die Kunst ist zu dem und dem Zwecke da — sie kann uns in diesem Falle gar nichts nützen. Denn es geht nun einmal nicht an, künstlerische Dinge lediglich nach fest angenommnen Theoremen oder gar mit Zwang ausgerüsteten Gesetzen zum Wachsen und Gedeihen bringen zu wollen. Auch dürfen wir nicht vergessen, daß unsre Schaubühne doch immer noch in den Kinderschuhen steckt und daß uns auf keinem andern Gebiete die ganze Jugend unsrer Kultur so handgreiflich entgegentritt, wie in der Geschichte unsers Theaters. Sehr viel länger als in den übrigen Kulturländern galten bei uns die Komödianten noch als Landstreicher und Gesindel, die man den herumziehenden Seiltänzern und Meßbudenkünstlern durchaus gleichstellte. Es ist erst Gottscheds, des Leipziger Professors der Weltweisheit und Eloquenz, unsterbliches Verdienst, hier Wandel geschaffen zu haben. Er erst hat durch sein thatkräftiges Eingreifen die dramatische Poesie und die theatralischen Aufführungen in die Sphäre der Bildung erhoben. Er erst hat das Band zwischen Bühne und Litteratur hergestellt; erst seit ihm gehört die dramatische Dichtung der Deutschen nicht mehr mit den Künsten der Marionettenspieler und des sonstigen fahrenden Volkes zur Belustigung des Pöbels, sondern sie macht einen Teil der Nationallitteratur aus. Aber auch dann bedurfte es noch geraumer Zeit, bis das Theater seßhaft und damit wirklich für die gebildete Gesellschaft erobert wurde.

So umspannt also die Geschichte unsers Theaters erst wenig mehr als hundert Jahre, und sie ist zudem allezeit eine Leidensgeschichte gewesen im vollsten Sinne des Wortes. Die geistlichen Gegner haben unsrer Bühne lange Zeit hindurch das Leben sauer genug gemacht; Hemmnisse aller Art haben ihr den Atem beengt; wo nicht fürstliche Freigebigkeit und die Laune großer Herren ihr einen oft nur zu trügerischen Schimmer verliehen, mußte sie schlecht und recht ums tägliche Brot kämpfen, sodaß ihr für ideale Interessen nur wenig Raum blieb. Selbst die gutgläubig gepriesenen sogenannten Blüteperioden des deutschen Theaters stellen sich bei näherm Zusehn doch nur als schöne Märlein heraus. Ueber die angeblichen Glanzzeiten unter Lessing und Eckhoff geben jenes schmerzliche Bekenntnisse in der „Dramaturgie" Auskunft; wie mühsam Herr von Dalberg in Karl Theodors Mannheim sein Theater fristete, ist bekannt; die schöne Legende von der goldnen Theaterzeit Weimars ist durch die nüchternen Akten längst mitleidslos zerstört worden. Oder stand etwa unser Theater damals, in der Zeit von der Schlacht bei Waterloo bis zum Jahre des ersten deutschen Parlaments in der Frankfurter Paulskirche, als es bei uns der Mittelpunkt des öffentlichen Lebens geworden war, wirklich auf seiner Höhe? Damals, als die Debatten über ein neues Stück, die heftige Parteinahme für oder wider einen neuen Schauspieler, Kulissenanekdoten und Kulissenklatsch das geistige Element waren, in dem das ganze Volk lebte? Wer nur einigermaßen in der dramaturgischen Litteratur jener Tage bewandert ist, weiß, daß auch hier allenthalben dasselbe Klagelied wiedertönt, daß man auch damals dem Theater dasselbe Sündenregister vorhielt wie vordem, und daß auch damals an sehnsüchtigen Rückblicken auf die gute alte Zeit kein Mangel war.

Es kann daher nicht Wunder nehmen, wenn diejenigen, die einigermaßen mit der Geschichte unsers Theaters vertraut sind und denen die Sache des Theaters wirklich am Herzen liegt, dieser landläufigen Klage von vornherein ziemlich kühl gegenüberstehn. Denn wenn irgendwo, so gilt hier das Wort des alten Claudius:

> Wir spinnen Luftgespinste
> Und suchen viele Künste
> Und kommen weiter von dem Ziel.

Nun scheint es jedoch, als sei neuerdings wirklich eine tiefgehende Bewegung hervorgerufen worden, und als sei wirklich eine Lösung der Frage: Was will das werden? im Anzuge. Mit Ernst und Eifer ist in diesen Tagen aufs neue die Frage nach einem Nationaltheater aufgeworfen worden. Ideale Reformer haben das Banner einer Volksbühne aufgepflanzt und versichern uns, daß an eine Reform des deutschen Theaters, so wie es ist, überhaupt nicht mehr zu denken sei. Sie zeigen uns dafür einen andern Weg, abseits vom stehenden Theater, der zur Befriedigung der vorhandnen „Volksnot" führen soll. Nach ihrer Meinung soll uns heute von einer „Volksbühne" in ganz besonderm Sinne alles Heil kommen, und schon steht ein ganzes Dutzend „Volksdichter" an der Thürschwelle, die nur darauf warten, daß wir sie hereinnötigen.

Daß diese plötzliche Bewegung nicht nur aus Laune und Liebhaberei entstanden sein kann, liegt auf der Hand, und daß in der That unser dermaliger Theaterbetrieb viele recht unerfreuliche Erscheinungen aufweist — wer wollte es leugnen? Es ist ja nur natürlich, daß in dieser Zeit allgemeiner Gärung auch das Theater in eine Krisis hineingerissen werden mußte, deren Ausgang vorerst noch in Dunkel gehüllt ist; nur natürlich, daß gerade das Theater in erster Linie zum Tummelplatze neuer Richtungen und neuer Experimente geworden ist. Denn es liegt in seiner eigenartigen Natur, liegt im innersten Wesen dieser aufdringlichsten und zugleich von der wechselnden Laune des Tages am meisten abhängigen aller Künste begründet, daß sie den wechselnden Modeströmungen gegenüber am wenigsten Widerstandskraft besitzt und am leichtesten zu Ausschreitungen hinneigt.

Zunächst darf man schon, wie mir scheint, ein rein Aeußerliches nicht unterschätzen. Bekanntlich geht heute das Ideal gewisser Maler nicht über den „echten" preußischen Kürassierstiefel hinaus, während die Realisten im Roman sich einbilden, der dichterischen Beweisführung die zwingende Kraft eines wissenschaftlichen Beweises verleihen und damit Goethes Wort umstoßen zu können, daß, wenn durch die Phantasie nicht Sachen entstünden, die für den Verstand ewig problematisch blieben, die Phantasie schwerlich viel wert sei. Und im Theater vollends will es heute fast scheinen, als ob die Bäume des Naturalismus in den Himmel wüchsen, seitdem nach bekanntem Vorgange und Muster der Ausstattungsluxus immer üppiger emporwuchert. Angesichts solcher Erscheinungen muß sich allerdings jedem, ders mit unserm Theater ernst meint, die Sorge aufdrängen, daß in der jungen Generation, die das Wunderland der dramatischen Dichtung nur noch in der raffinirten Ausstaffirung Meiningischer Zauberkünste erblickt und unter solchen Eindrücken heranwächst, jede Fähigkeit poetischer Illusion allgemach gründlich erstickt wird. Und daß das in letzter Folge den Tod der dramatischen Dichtung überhaupt bedeuten würde, bedarf keines Beweises. Man kann an dem konventionellen Charakter der dramatischen Kunst bosseln und modeln, aber ihn brechen hieße das Theater zerstören. Denn ohne einen gewissen Grad von Widersinn, meinethalben von Unsinn, besteht überhaupt keine Kunst, bis heute wenigstens; die Malerei nicht, die meilenweit von einander entlegne Dinge auf dieselbe Fläche stellt, die Bildhauerei nicht, deren Venusse uns mit weißen Augensternen anschmachten, am allerwenigsten die dramatische Kunst, die von jedem Einzelnen eine ganze Portion von Illusionsfähigkeit verlangt und die sich gegen den aus dem Ausstattungsnaturalismus mit Naturnotwendigkeit erwachsenden Rationalismus auf das Energischste auflehnt. Kein Wunder daher, wenn diejenigen, die es mit unserm Volke und mit der Kunst ehrlich meinen, eifriger als je zuvor Mittel und Wege suchen, um diese schädlichen Auswüchse unsers modernen Theaterbetriebes zu beseitigen; kein Wunder, wenn man wieder auf den Fundamentalsatz gesunder Aesthetik sich besinnt, daß die dichterische Wahrheit immer nur eine Wahrheit für die Phantasie und das Gemüt des Hörers sein kann, und daß eben doch Goethe Recht behält, so sehr auch die modernen Realisten gegen seine Weisheit sich sträuben mögen.

Damit ist zugleich unsre Stellung jenem dichterischen Naturalismus gegenüber, der an den Namen Ibsens anknüpft, deutlich genug bezeichnet worden. Es kommt mir natürlich nicht in den Sinn, in jener neuen Bewegung, in deren Dienst leider eine Schar sykophantischer Verehrer mit dem wilden Gerassel ihres Lobes den ruhigen Kunstverstand zu übertäuben sucht, den gesunden Kern und ihre Bedeutung für die Weiterentwicklung unsrer Litteratur zu unterschätzen. Zumal einem Manne wie Ibsen selbst wird niemand die aufrichtige Bewunderung für die Ehrlichkeit seiner Ueberzeugung und den künstlerischen Ernst seines Schaffens versagen können. Ueberall, in allen seinen Stücken, haben wir feste Bilder und bestimmte Situationen, die originell gedacht und originell ausgeführt sind; da ist alles sicher und anschaulich, klar umrissen, nichts traumhaft im Nebel schwankend. Und wir dürfen hoffen, daß aus dieser gewissenhaften Sorge für sinnliche Deutlichkeit unserm Drama ein dauernder Gewinn erwachsen wird. Der Dramatiker ebenso wie das Publikum werden an diesem Beispiele lernen, welchen Segen für die Dichtung das herzhafte Erfassen der Wirklichkeit bedeutet, und ist das der Fall, so wollen wir dem Ibsenkultus für diese Errungenschaft aufrichtig dankbar sein und uns diesen beschwerlichen Weg durch die Wüste nicht gereuen lassen. Wir wissen, wie fruchtbar das Beispiel Zolas nach dieser Richtung hin auf den Roman eingewirkt hat, und diese Erfahrung läßt uns hoffen, daß das Beispiel Ibsens für das Drama einen ähnlichen Erfolg haben wird.

Nur soll man uns nicht weismachen wollen, daß das, was Ibsen und seine Nachtreter uns geben, wirklich ein wahres Weltbild ist. Denn ihr trostloser Pessimismus, in dem sie sich und andern mit der doch höchstens halbwahren Erblichkeitslehre gruselig machen, fälscht auf Schritt und Tritt dieses Bild nach der Häßlichkeitsseite hin, und sie verfallen damit just in denselben Fehler, der in dem von ihnen aufgestellten Sündenregister der idealistischen Dichter obenan steht. Ich möchte an zwei Aussprüche Friedrich Hebbels erinnern, die, wie mir scheint, den Nagel auf den Kopf treffen.

> Es giebt Leute, so lautet der erste, welche die Sonne für den einzigen Schandfleck am Himmel halten, und denen die ewigen Ideen des Wahren, Guten und Schönen wie eine Art Aussatz des Menschengeistes vorkommen.

Und der zweite, noch derbere, lautet:

> Der Maler spuckt aus und malts hin. Der Betrachter wendet sich mit Ekel ab, denn er glaubt wirklichen Speichel zu sehn; da klatscht der Künstler in die Hände und denkt: Ich bin ein zweiter Zeuxis.

Das erste Wort charakterisirt schlagend die Weltanschauung dieser allermodernsten Richtung, das zweite ihre Kunstübung. Die ganze Welt ist reif zum Zugrundegehn; die „Gesellschaft" eine verlogne, stumpfsinnige Masse; Treue und Redlichkeit ein leerer Wahn; alles Verlogenheit, Schwindel und Marasmus. Verlogen und faul und morsch ihr Fundament: die Ehe, und über ihr als warnendes Memento das furchtbare Wort von der Heimsuchung der Sünden der Väter an ihren Kindern, die Erbkrankheit in ihren schrecklichsten Folgen als ständige Begleiterin der Erbsünde. „O diese bodenlose Häßlichkeit!" sagt Ehren-Helmer in Ibsens „Nora." Ja, wahrhaftig Gott, o diese bodenlose Häßlichkeit! Wir aber gehn im Leben Trunkenbolden und ähnlichen „Gespenstern" aus dem Wege, warum sollten wir sie in der Kunst aufsuchen? Es ist doch nur ein zweifelhafter Gewinn, wenn uns jede dieser Dichtungen zuguterletzt zu dem Stoßseufzer zwingt:

> Ja, der Mensch ist ein ärmlicher Wicht, ich weiß — doch das wollt ich
> Eben vergessen und kam, ach, wie gereut michs, zu dir!

Dazu kommt endlich die bedrübsame Thatsache, daß in unsrer modernen dramatischen Produktion nach wie vor Frivolität und Blödsinn um die Palme ringen, und Possen und Unzuchtsdramen um die Wette bemüht sind, das ästhetische und das sittliche Feingefühl des Publikums heillos zu verderben. Man könnte wirklich bitter werden, wenn man an all das rohe und sinnlose Zeug denkt, das auf den Brettern sein Wesen treibt, bitter werden angesichts jener Schwank- und Lustspielwelt, die in den Abendstunden auf unsern deutschen Bühnen herumspukt, einer Welt, in der die Leute auf dem Kopfe stehn, dummes Zeug schwatzen, sich gegenseitig Grobheiten sagen und vor allem nichts von alledem merken, was um sie her vorgeht.

Einer Welt, so eng und dumpf, daß sie uns den Atem benimmt, einer Welt von immer der gleichen Geist- und Witzlosigkeit, immer der gleichen Plattheit und Oede. Solche Erscheinungen müssen alle diejenigen, denen der theatralische Genuß mehr ist als ein bloßes Vergnügen, mehr als nur Zerstreuung und Unterhaltung, mit ernster Sorge erfüllen. Denn bei einem solchen Uebermaß von Roheit und Frivolität kann allerdings die Bühne ihre große und würdige Aufgabe schwerlich erfüllen, die Aufgabe nämlich, die Menschen zu erfreuen und sie aus dem Dunste der Alltäglichkeit in den Glanz und in die Freiheit des Schönen zu erheben. Und da ist es ganz gewiß des Schweißes der Edlen wert, sich um einen Ersatz zu bemühen und zu versuchen, das Theater wieder zu dem zu machen, was es sein soll, nämlich zur Pflegstätte einer echten, gesunden dramatischen Kunst, zu einer Burg des Idealismus. W K

Lesestoff für die weibliche Jugend

Die Nr. 2 dieses Jahrgangs der Christlichen Welt bringt eine Besprechung verschiedner Zeitschriften für die weibliche Jugend, die in einem ziemlich unverhüllten Verwerfungsurteile gipfelt. „Es ist ganz gewiß: die Knabenlitteratur bietet lange nicht so viel Kümmerliches als die für Mädchen," heißt es da unter anderm. Wer sich einigermaßen gründlich und unbefangnen Blickes in dem betreffenden Schrifttum umgesehen hat, wird leider nicht umhin können, dem Beurteiler völlig Recht zu geben. Es dürfte nicht viele für irgend einen umgrenzten Kreis der Bevölkerung bestimmte Bücher und Zeitschriften geben, in denen sich so viel fades, salzloses, albernes Geschwätz findet, als in der sogenannten Backfischlitteratur.

Der Verfasser jener Beurteilung verknüpft mit jener Verwerfung zwei weitere Gedanken, ohne indes rundweg einen ursächlichen Zusammenhang zwischen ihnen aufzudecken. Er macht darauf aufmerksam, daß der ausdrücklich für Mädchen bestimmte Lesestoff meistens von Damen geschrieben wird, und er hat den Eindruck, als würden die Mädchen, wenigstens von vielen, die für sie schreiben, für berufen angesehn zum Nichtsthun, zum „Amüsiren." Vielleicht ist der Zusammenhang, in dem diese Wahrnehmungen stehen, aber doch wert, etwas näher betrachtet zu werden. Denn die Sache ist ohne Frage hochwichtig, so harmlos sie auch vielen Eltern von dem Schlage jener Mutter erscheint, die da sagt: „Was nicht für die Mädchen paßt, das verstehn sie nicht, und was sie verstehn, das paßt für sie." Man sollte denken, die gute Frau wäre selber nie ein Mädchen gewesen!

Daß nun zunächst Frauen und nicht Männer für Mädchen schreiben, ist doch wohl sehr natürlich. Jeder, der für andre schreibt oder redet, muß sich in diejenigen hineinversetzen können, an die er sich wendet. Deswegen sind der Bücher so ungeheuer wenige, die wirklich ein ganzes Volk liest, und es giebt nur ein einziges Buch für die ganze Menschheit. Eine Frau wird sich leichter vergegenwärtigen können, wie ein Mädchen auf der Grenze der Kindheit, where the brook and river meet, denkt und empfindet, was ihm anziehend erscheint, woran es gleichgiltig vorübergeht u. s. w., als ein Mann. Es wäre ebenso merkwürdig, wenn der Lesestoff für die weibliche Jugend vorzugsweise von Männern geschaffen würde, als wenn Knabenbücher vorzugsweise von Frauen herrührten.

Die zweite Bemerkung aber: diejenigen, welche für Mädchen schreiben, schienen zu glauben, die Mädchen seien hauptsächlich zum Nichtsthun, zum Amüsiren und Amüsirtwerden berufen, geht meines Erachtens hart an dem eigentlichen Nagel vorbei, der auf den Kopf getroffen werden mußte. Jene falsche, ja man muß sagen sündhafte Ansicht von der Bestimmung der Mädchen, so lange sie junge Mädchen sind, hegen nicht etwa bloß ein paar Dutzend Schriftsteller und Schriftstellerinnen, sondern, wenn wir ehrlich sein wollen, so ist das die Ansicht der gebildeten Schichten unsers Volkes überhaupt. Von manchen sonst verständigen Leuten kann man sie unverhohlen aussprechen hören; die meisten Eltern, wenn sie nicht stark genug sind, gegen den Strom zu schwimmen, oder wenn nicht der liebe Gott ihnen dabei mit Nahrungssorgen unter die Arme greift, richten das Leben ihrer Töchter vom Austritt aus der Schule an danach ein. Man vergegenwärtige sich einmal in seiner Bekanntschaft die Mädchen vom sechzehnten Lebensjahre an — außer denjenigen, die sich auf einen Erwerbsberuf systematisch vorbereiten —, und man suche diejenigen aus, welche ein ganz ebenso regelmäßiges, unerläßliches, die Kräfte des Leibes und der Seele anspannendes und steigerndes Tagewerk haben, wie ihre gleichaltrigen Brüder, oder wie sie selbst als Schulkinder gehabt haben. Sind es fünf von hundert oder zwei von hundert? Nach meiner Erfahrung, und ich habe seit dreißig Jahren unausgesetzt mit der heranwachsenden weiblichen Jugend in einem zahlreichen Kreise zu thun, sind es noch nicht zwei von tausend! Sie beschäftigen sich ein wenig, sie treiben ein wenig fremde Sprachen und Musik — zum Vergnügen! sie zeichnen und malen ein wenig — zum Vergnügen! sie besuchen Kunstausstellungen und Konzerte, Theater, Vorträge — zum Vergnügen, oder weil das doch so bildend ist! sie häkeln Spitzen und Zwischensätze — zum Vergnügen, oder weil das jetzt Mode ist! sie besuchen wochenlang Verwandte und Freunde, um sich von der Anstrengung ihres häuslichen Lebens zu erholen, und sie pflegen daheim und draußen einer möglichst ausgedehnten Geselligkeit. Oder sind diese Farben zu rosig — man könnte auch sagen: zu düster? Es mag gern sein, daß sie für ausgeprägt christliche Kreise nicht zutreffen. In manchem evangelischen Pfarrhause z. B. wird man hoffentlich ohne alles Pharisäertum sagen dürfen: „Nein, Gottlob! unsre Töchter haben nie ein einziges Jahr ihres Lebens ohne eine gute Reihe zwingender und dringender Pflichten hingebracht!" Und wo in breitern Schichten etwa sogenannte pietistische Ueberlieferungen noch lebendig sind, da mag das ja auch von manchen Laienhäusern gelten. Aber die große Menge unsrer heranwachsenden Mädchen samt ihren Eltern steht durchaus unter dem Banne von zwei Leitgedanken: daß sie sich so bald und so vorteilhaft und so glücklich wie möglich verheiraten, und daß sie die — vorläufig unberechenbare — Zeit bis dahin so angenehm und bequem wie möglich zubringen wollen.

Davon ist die für sie bestimmte Litteratur das getreue Spiegelbild. Denn wer für einen bestimmten Kreis schreibt, der muß sich nicht allein in die dort herrschenden Gedanken und Empfindungen hineinversetzen können, er muß auch die Leitgedanken dieses Kreises zum Ausdruck bringen. Wenn er das nicht thut, so findet er keine Leser. Daher beginnen fast alle Geschichten für junge Mädchen mit den letzten Schuljahren oder der Einsegnung der Heldin, die sich im Vorgefühl der ihrer nun wartenden herrlichen Freiheit durch möglichst viele alberne, unartige Streiche auszeichnet und so schnell wie irgend möglich in irgend eine Liebelei verwickelt wird. Sie ist natürlich schön; die jugendlichen Leserinnen empfinden nun entweder mit ihr das Entzücken, sich bei jeder Gelegenheit in dem allerkleidsamsten, allermodernsten Anzuge zu wissen, oder die Qual, nicht modisch, nicht frisch, nicht passend gekleidet zu sein. Das Ende der Geschichte ist natürlich nie ein andres als das Ende jedes Lustspiels: sie kriegen sich! Daß es auch anders kommt: daß hinter vertändelten Mädchenjahren nicht mit Naturnotwendigkeit eine glückliche Ehe folgt, daß zu einer glücklichen Ehe die Frau eine Menge Dinge beizutragen hat, die in den Mädchenjahren vollständig außer Acht gelassen zu werden pflegen, daß in jährlich steigenden Zahlen Mädchen überhaupt nicht mehr zur Ehe begehrt werden: — jene Mutter würde von einem Buche, das den Mädchen solche Gedanken nahebringen wollte, gewiß sagen: „Das paßt nicht für sie, denn das verstehen sie nicht."

Und daher wird eine Besserung durch litterarische Kritik und selbst durch schriftstellerische Bemühungen auch wohl nicht zu bewerkstelligen sein. Es hat einmal jemand den Versuch gemacht, in einer sonst der Durchschnittsware auf diesem Gebiete nicht nachstehenden Erzählung die Geschichte eines Mädchens zu geben, das infolge seiner vertändelten Jugendjahre, trotz manchen Anläufen zum Bessern, eine unglückliche alte Jungfer wurde — eine Geschichte, die in viel höherm Grade typisch verlief, als die mit der glücklichen Ehe schließenden Backfisch-

geschichten. Aber die um Veröffentlichung angegangnen Verleger entschieden von ihrem Standpunkt aus als Kenner ihres Publikums ganz richtig: Die Geschichte kommt ja zu nichts; sie hat keinen rechten Abschluß — so interessant übrigens u. s. w.

Wer ein junges Mädchen mit Lesestoff zu versorgen hat, mag ja wohl bedenklich werden, wenn er unsre jetzige Backfischlitteratur prüft und so wenig gesunde, nahrhafte Kost darin findet. Müssens denn durchaus Liebesgeschichten sein, so dürften sich noch am ersten solche empfehlen, die in klassischer Darstellung Lebensverhältnisse thunlichst größter Verschiedenheit von denen der jugendlichen Leserin enthalten: Manzonis Verlobte, Scotts Romane, die meisten der sittlich hochstehenden, im anmutigsten Gewande auftretenden geschichtlichen Erzählungen von A. von der Elbe und ähnliches. Im übrigen verdienten Lebensgeschichten mehr bevorzugt zu werden, namentlich diejenigen edler Frauen, kulturgeschichtliche Sachen, Reisebeschreibungen, kurz was das heranwachsende junge Mädchen aus dem engen, dumpfen, von süßlichen Patschulidüften durchzognen Gedankenkreise moderner Backfische und müßiggängerischer Frauen herauszuheben vermag. Denn, wie schon Frau von Sevigné sagt, an ernsthafter Lektüre keinen Gefallen finden, das macht den Geist bleichsüchtig! M L

Die Evangelisation durch die Kirche in Belgien

Aus Belgien*)

Wachstum ist das Zeichen innern Lebens, Ausbreitug die Bedingung innrer Kraft. Mehr noch als in der Natur ist dies auf dem Gebiete der Kirche wahr. Wie in andern Ländern war der Protestantismus auch in Belgien während der holländischen Zeit (1815—1830) in laodiceischem Zustande: die Laien dem Weltdienste, die Prediger dem Rationalismus jener Tage ergeben. Ein Deutscher aus Breslau namens Mertens gab den ersten Anstoß zur Besserung. Er hatte England und Amerika durchreist und sich dort nicht nur Güter der Erde erworben, sondern auch den himmlischen Schatz gefunden. Er ließ sich in Antwerpen nieder, als es dort gerade keinen Pastor gab. Er versammelte des Sonntags seine Freunde, Bekannten und Untergebnen in seinem Hause und hielt mit ihnen Gottesdienst, wovon die Nachwirkung in jener Stadt noch lange zu spüren war. Später zog er sich von seinem Geschäfte zurück und ging nach Brüssel, um sich dort ganz dem Dienste des Reiches Gottes zu widmen. Er wurde Kirchenältester, und fünfzehn Jahre lang war sein Haus der Mittelpunkt für alle, die die Wahrheit liebten, und sein Einfluß war groß auf die Gemeinde, auf Katholiken, selbst auf seinen Pastor, einen würdigen Mann, der aber nicht viel mehr als trockne Sittenlehre zu predigen wußte. Einmal wurde Mertens krank und hatte viel zu leiden. Pastor Charlier besuchte ihn auf seinem Schmerzenslager und konnte nicht umhin, seine Verwunderung über des Kranken Geduld und Seelenruhe bei seinen Leiden auszusprechen. Darauf antwortete Mertens: Das ist eine Frucht, Herr Pastor, die Ihre dürren Sittenpredigten niemals hätten hervorbringen können; das kann allein das Evangelium, das eine Kraft Gottes ist, selig zu machen alle, die daran glauben. Dieses Wort fiel dem Pastor aufs Herz, brachte ihn zum Nachdenken, und kurz nachher bekannte er auf der Kanzel mit Thränen in den Augen, daß er sich bisher geirrt habe, und versprach, fernerhin Christum als Heiland verkündigen zu wollen. Er that es auch fernerhin, mit großem Ernste mahnend: Lasset euch versöhnen mit Gott. Nach seinem Tode geschah es durch Mertens Bemühungen, daß der französische Prediger von Hamburg, der später so günstig bekannt gewordne Merle d'Aubignée, zum Pastor ernannt und nach Brüssel berufen wurde, wo er mit Segen arbeitete, bis er im Jahre 1830 während der Revolution nach Genf zog.

Durch die Arbeit der drei Genannten schloß sich in Brüssel ein Kreis frommer Männer zusammen, der in den ersten Jahren des belgischen Königreichs zum Herd wurde, von dem das Licht und die Kraft des Evangeliums ausgingen. Zuerst gründeten sie eine Bibelgesellschaft. Die britische Bibelgesellschaft hatte dazu im Jahre 1834 den Prediger Cordes aus Genf gesandt, und ein junger Mann namens Tyddy wurde als Agent für Belgien angestellt, der mit Eifer das Land durchreiste, um die Bibel zu verbreiten. Es gelang ihm in Antwerpen, Gent, Tournai und Dour Zweigvereine dieser Gesellschaft zu gründen. Die Pastoren der genannten Gemeinden, Spörlein, Goedkoop, Devisme und de Faye gründeten mit Tyddy und einigen Freunden in Brüssel (unter denen sich ein Koburger, Dr. S. Scheler befand, früher Pastor in der Schweiz, damals und bis zu seinem Tode Bibliothekar des Königs Leopold I.) im Jahre 1837 die Evangelische Gesellschaft, deren Präses Goedkoop, Sekretär Lourdes, Tyddy aber die Seele war. Es ist aber als besondre Thatsache der damaligen Zeit zu bemerken, daß vier Pastoren — also die Mehrzahl der damaligen belgischen Prediger — gefunden wurden, die nicht nur ihren Gemeinden das lebendige Wort predigten, sondern es auch durch Evangelisten den belgischen Katholiken zu bringen den Drang und den Mut hatten. Man berief einige Evangelisten aus Frankreich und der Schweiz, die in Brabant und im Hennegau anfänglich mit Erfolg arbeiteten. Die Gesellschaft nahm einige evangelische Schulen unter ihren Schutz und druckte und verbreitete mit der Bibel auch Traktate. Herrlicher Anfang! Leider aber, wenige Jahre danach, im Jahre 1840, als die verschiedenen Gemeinden sich zu einer Synode vereinigt hatten, stellte sich die Evangelische Gesellschaft so in Opposition gegen sie, daß die vier Pastoren, die Mitglieder der Gesellschaft waren, sich genötigt sahen, sich von ihr zurückzuziehen. Die Evangelische Gesellschaft organisirte sich zu einer separirten Kirche, später die Freie, jetzt die Belgische Missionskirche genannt. Die Ursachen dazu waren mehrere. Erstens lag die Separation damals in der Luft. Schottland, die Schweiz, Frankreich, selbst Holland sahen damals ihre separirten oder freien Kirchen entstehn. Zweitens waren einige Mitglieder des Vorstandes, namentlich Tyddy, von Haus aus gegen „Staatskirchen" und die Anerkennung der Synode durch die belgische Regierung. Drittens mißbrauchte der erste Präsident der Synode — er blieb es nur ein Jahr — seine Stellung, indem er, ohne von der Synode dazu ermächtigt zu sein, ein unvorsichtiges und tadelnswertes Rundschreiben an die Gemeinden richtete, worin er vor aller Propaganda unter den Katholiken, ja vor der Evangelischen Gesellschaft warnte. Und endlich hatten sich Evangelisten in solchen Städten niedergelassen, wo schon evangelische Gemeinden waren, arbeiteten unter gebornen Protestanten und strebten danach, selbst Pastoren zu werden.

Die von der Landeskirche getrennte Gesellschaft trat dieser und sogar den Pastoren, die mit ihr auf gleichem Glaubensgrunde standen, feindlich gegenüber, zog nach Separatistenart viele bessre Kräfte aus den Gemeinden, gründete mit ihrer Hilfe freie Gemeinden und sandte davon nicht immer wahrheitsgetreue Berichte in die Welt hinaus, um die Unterstützung im Auslande flott zu machen. Dies Verfahren erregte in den offiziellen Gemeinden und bei den Pastoren Widerstand, der sich oft in bittern Worten und nicht liebevollen Thaten kundgab. Die zwei Häuflein Protestanten standen sich inmitten einer katholischen Bevölkerung als feindliche Heere gegenüber. Hüben und drüben wurde gesündigt. Das ist sehr zu beklagen. Und doch hat Gott diese Spaltung der Ausbreitung seines Reiches in Belgien dienstbar gemacht. Denn man muß es mit Freude anerkennen, daß die stets zunehmende Zahl der Prediger der Evangelischen Gesellschaft (Freien oder Missionskirche) mit Glaubensmut, Eifer und Takt das Evangelium dem Volke nahe gebracht und viele aus dem Irrtum des Papsttums zur Erkenntnis der Wahrheit geleitet hat, sodaß, wenn nicht die Seelenzahl, so doch die Zahl ihrer Gemeinden und Missionsposten die der offiziellen Kirche übersteigt. Ebenso kann man lobend erwähnen, daß in den letzten Jahren, besonders seitdem theologisch gebildete Pastoren in der Missionskirche amtiren, ein brüderlicher Geist (mit wenig Ausnahmen) zwischen beiden Kirchen herrscht. Die Pastoren vereinigen sich in Pastoralkonferenzen und die Mitglieder bei festlichen und andern Gelegenheiten. Möge dieser Geist also wirken, daß das Gebet des Herrn (Joh. 17, 21) auch in Belgien in Erfüllung gehe und

*) Vergl. vor. Jahrg. Nr. 41: Die politische Stellung der Protestanten im belgischen Staate, und Nr. 45: Die evangelische Kirche in Belgien.

eine gänzliche Vereinigung der beiden Kirchen, die doch dogmatisch nicht verschieden sind, stattfinde. Dann werden sie nicht mehr, wie einer ihrer Pastoren auf unserm Jubiläum es nannte, ein Doppelstern sein (denn diese sind doch nur eins im Schein, in Wirklichkeit aber zwei verschiedne Körper), sondern ein einig Volk von Brüdern, an dem die Weissagung Jesaias über Ephraim und Juda (Jes. 11, 13. 14) in Erfüllung geht zu größrer Kraftentwicklung in ihrem Evangelisationswerk unter den Katholiken. Das walte Gott!

Doch kehren wir zurück. Die Trennung der Evangelischen Gesellschaft von der Kirche im Jahre 1840 löste diese nicht von ihrer Pflicht und dem Bewußtsein derselben los, das Evangelium nicht nur in den eignen organisirten Gemeinden zu predigen, sondern auch außerhalb, wo es verlangt wurde oder das Bedürfnis dazu vorlag. Deshalb wurde im Jahre 1844 von der Synode das Evangelisationskomitee eingesetzt. Wenn man diese Jahreszahl in Betracht zieht, muß man sich über diese Thatsache wundern. Denn wo war damals in Europa eine Kirche, die — auch heute noch selten — sich als Kirche diese Aufgabe stellte. Freilich hatte man bei der Gründung zuerst im Auge, die religiösen Bedürfnisse der zerstreuten Protestanten dauernd zu befriedigen, evangelische Schulen zu gründen und zu unterhalten und die heilige Schrift zu verbreiten; in der Praxis aber wurde auch den Katholiken geholfen, die in der Wahrheit unterrichtet zu werden wünschten.

Es würde zu weit führen, wollte man die Geschichte der Thätigkeit des Evangelisationskomitees während 45 Jahren auch nur oberflächlich durchgehen. Beschränken wir uns darauf, uns seine Organisation, Arbeitsweise und Resultate, wie sie in dem vergangnen Jubiläumsjahre der Synode vorlagen, gedrängt vor Augen zu führen.

Die Organisation. Es haben sich fünf Provinzialkomitees gebildet, bestehend aus den Pastoren dieser Bezirke und ebenso vielen von den Presbyterien ernannten Kirchenältesten, die zur Aufgabe haben, die Kollekten in den Gemeinden zu halten und Aufsicht über die in ihren Bezirken sich bildenden Gemeinden und Missionsposten zu führen. Dazu wurde eines seiner Mitglieder zum „Inspektor" über jede Evangelisationsstation ernannt, der Vorsitzender des dortigen Gemeindevorstandes ist. Er empfängt vierteljährliche Berichte und erstattet wieder an das Zentralkomitee Bericht über den Zustand sämtlicher in seinem Bezirk liegender Posten ab. Dieses Zentralkomitee, das aus zwei von jedem Provinzialkomitee ernannten Deputirten (einem Pastor und einem Laien) und der Synodaldirektion zusammengesetzt ist, hat den Synodalpräses als Vorsitzenden (Pastor Rochedieu-Brüssel), einen Sekretär (Pastor Andry-Tournai) und einen Schatzmeister (Pastor Wagener-Antwerpen). Es betreibt die Kollekten im Auslande, stellt die Agenten (Pastoren, Evangelisten, Lehrer oder Kolporteure) an, hat die obere Leitung der Evangelisation im ganzen Lande in Händen und dient als Appellationshof bei etwaigen Differenzen.

Die Arbeitsweise. Wo sich an einem Orte eine gewisse Anzahl Protestanten zusammenfindet, für die der Besuch des Gottesdienstes durch große Entfernung einer bestehenden Gemeinde beschwerlich ist, oder wenn Katholiken aus irgend welcher Veranlassung die Predigt des Evangeliums verlangen, so wird dort ein Gottesdienst eingerichtet, der vom nächsten Pastor geleitet wird. Wenn sich dann die Sache ausdehnt und eine Zukunft verspricht, so wird auf Verlangen der Betreffenden vom Zentralkomitee daselbst ein Evangelist stationirt, der seine Thätigkeit öfters über benachbarte Ortschaften ausdehnt. Man sieht, das Komitee stößt keine Thüren ein, verweigert aber auch nicht, dahin zu kommen, wohin man es ruft. Die betreffenden Leute müssen aber ihr Versammlungslokal selbst stellen und nach Vermögen für die Kosten beisteuern. Dadurch wird es möglich, bei einem geringen Budget verhältnismäßig viel zu thun. 15 000 bis 20 000 Franken sind jährlich nötig, wovon etwas mehr als die Hälfte im Lande selbst zusammengebracht wird. Dehnt sich ein Evangelisationsposten so weit aus, daß er 300 Mitglieder umfaßt, so wird er der Regierung zur staatlichen Anerkennung empfohlen. Wenn diese erfolgt (was freilich unter dem jetzigen Ministerium schwierig sein dürfte), so tritt er mit seinem Presbyterium als Mitglied der Synode ein, der Staat besoldet Pastor und Kirchendiener, und was das Komitee bisher für diese Gemeinde verausgabte, kann anderweitig verwendet werden. Schulen werden vom Komitee nicht gegründet, wohl aber unterstützt.

Und nun die Ergebnisse. Fünfzig Jahre sind seit der Synodalorganisation verstrichen. Das ist für ein Menschenleben eine lange Zeit, aber doch nur eine kurze im Leben der Kirche. Wenn wir auf die im Verhältnis noch geringe Zahl unsrer Gemeinden und Mitglieder sehen, auf das Wenige, was wir gewirkt haben, und wie dabei so viel Gleichgiltigkeit für das Geistige und so viel Interesse für das Weltliche unter uns gefunden wird, so müssen wir uns demütigen und unsrer Schwachheit und Versäumnisse uns schämen. Wenn wir aber gerade unsre Schwächen und Gebrechen in Betracht ziehen, wenn wir bedenken, daß aller Anfang schwer ist und es im Beginn in Gottes Reich immer langsam geht, so haben wir große Ursache, Gott zu loben für das, was er aus uns gemacht hat. Aus den 7 Gemeinden und Pastoren, die im Jahre 1839 zur Synode zusammentraten, sind jetzt 16 geworden. (Brüssel zählt hier für 3 mit französischer, deutscher und holländisch-vlämischer Gemeinde, ebenso Antwerpen für 3 mit zwei deutschen und einer holländisch-vlämischen Gemeinde.) Im ganzen wird durch die Pastoren der Synode und durch das Komitee zur Zeit in 52 Städten und Ortschaften regelmäßig das Evangelium gepredigt. Wir haben 20 Pastoren, 6 Evangelisten, 10 Lehrer, 20 Kirchen, 3 Kapellen, 7 Betsäle, 6 Elementarschulen und 30 Sonntagsschulen; endlich besuchen wir in 8 Gefängnissen und 2 Bettlerkolonien meistens ausländische Insassen. Wahrlich, schon wenn wir nur auf den Umfang unsrer Thätigkeit sehen, haben wir Gott zu danken für das, was er an uns gethan hat.

Wir müssen dies aber noch mehr, wenn wir das innere Leben und den Einfluß nach außen betrachten. Das religiöse Leben ist freilich lebendiger bei den übergetretnen als bei den gebornen Protestanten. O, es ist rührend, in den Häusern bekehrter Katholiken, Arbeiter und Grubenleute, einer Gebets- und Erbauungsstunde beizuwohnen. Welch eine Gottesfurcht, welch ein Hunger und Durst nach der Gerechtigkeit, welch schlichte, aber tiefe Auffassung der Wahrheiten von Gottes Wort, welch eine Gebetskraft, welch ein Missionseifer offenbart sich dort! Welch ein bessernder Einfluß geht von dort auf die dem Trunk oder andern Lastern ergebnen Familienglieder oder Nachbarn aus! Frauen loben Gott, daß ihre wüsten Männer protestantisch geworden sind, und wollen, von deren Umwandlung ergriffen, es auch werden, wie auch leichtsinnige Frauen durch das Evangelium treue Gattinnen werden. Es ist im Hennegau ein Zeichen der Bekehrung und öffentlichen Bekenntnisses, daß von der Wahrheit ergriffene Katholiken mit Lydia sagen (Apostelgesch. 16, 15): „So ihr mich achtet, daß ich gläubig bin an den Herrn, so kommet in mein Haus," sodaß auch dort der Reihe nach häusliche Erbauungsstunden gehalten werden. Daran erkennt dann der Priester, daß die Familie zur evangelischen Kirche übergetreten ist. Aber wie viel Versuchung und öfter noch, wie viel Schädigung im Broterwerb müssen die Leute nicht „durch groß Macht und viel List" ausstehn! Und dennoch sind z. B. in der Gemeinde zu Paturage in den letzten drei oder vier Jahren mehr als 300 Katholiken evangelisch geworden, und das nicht nur äußerlich — denn man nimmt es sehr genau mit der Aufnahme —, sondern aus Herzensgrund.

Endlich der Einfluß nach außen. Ich sagte früher, daß die Protestanten in Belgien keinen politischen Einfluß ausüben; doch haben sie einen moralischen, wenigstens auf ihre unmittelbare Umgebung. Ich rechne dabei nicht, daß unser König an unsre Jubiläumssynode ein huldvolles Schreiben richtete, daß unser katholischer Justiz- und Kultusminister unsrer Festversammlung persönlich beiwohnte und, wie er sich äußerte, einen tiefen Eindruck und Erbauung empfing; nicht, daß dann und wann einem unsrer Pastoren oder Laien ein Ritterkreuz oder sonstige Auszeichnung zu teil wird, daß bei menschenfreundlichen Unternehmungen Protestanten an die Spitze gestellt werden. Ich steige lieber herunter zur Arbeiterklasse und höre über sie die Zeugnisse von Friedensrichtern: daß selten ein Protestant vor das Gericht kommt, und daß bei vorkommenden Zwistigkeiten

diese zuerst zur Versöhnung geneigt sind. Ich höre das Zeugnis von Polizeikommissaren: daß sie selten gegen einen Protestanten Protokoll zu machen haben, und daß die Polizei nicht viel zu thun hätte, wenn alle wie die Protestanten handelten. Ich höre das Zeugnis von Bürgermeistern: daß die Protestanten die ruhigsten und besten Bürger seien. Ich höre endlich das Zeugnis von Fabrik- und Grubendirektoren: daß unter ihren Arbeitern die Protestanten die klügsten, vorsichtigsten und gesittetsten sind, unter denen sie am liebsten ihre Aufseher und Arbeitsmeister auswählen, daß sie sich am willigsten der bestehenden Ordnung unterwerfen. Es ist auch nicht bekannt geworden, daß belgische Protestanten sich an Arbeitseinstellungen oder Unruhen beteiligt hätten. Das Gefühl der meisten mag wohl in dem Wort ausgesprochen sein, das ein Bergmann seinem Pastor sagte: „Wenn ich auf den Mangel achtete, den meine Familie leidet, thäte ich mit; aber ich will das Evangelium nicht zu Schanden machen. Ich will mich nach Gottes Ordnung meinen Vorgesetzten unterwerfen und leide lieber Not, als dagegen zu handeln.“ Vor 25 Jahren war das Wort Protestant in Belgien noch ein Schimpfname; jetzt wird es zur Ehre, einer zu sein, mit Ausnahme der Gegenden, wo sie sich erst anfangen zu zeigen. Sonst werden sie von den Meisten, selbst von Priestern, geachtet.

Doch das ist genug, um zu zeigen, daß in den letzten fünfzig Jahren das Evangelium sich auch in Belgien erwiesen hat noch das Wachstum des Senfkorns und die alles durch dringende Kraft des Sauerteigs zu besitzen. Wir machen den Herrn groß und erwarten von ihm, daß er auch fernerhin sein Werk unter uns segnen und fördern werde.

Diese Zeilen sind in der Absicht geschrieben, den Zustand des Protestantismus in Belgien, über den in Deutschland noch große Unwissenheit herrscht, dort besser bekannt zu machen, alle, denen das Heil der Menschen am Herzen liegt, zu erwecken, mit uns dem zu danken, der gekommen ist, zu suchen und selig zu machen, was verloren ist; sie zu erwecken, in ihrem Gebet unser zu gedenken und das Synodalkomitee zu ermuntern, das aus Mangel an Mitteln nicht alle Gesuche um Prediger unterstützen kann, mit Gaben zu unterstützen, und also mit uns zu wirken zu der immer vollkommnern Erüllung der Bitte: Dein Reich komme!

π

Bücher und Schriften.

(Biblische Psychologie, Biologie und Pädagogik) als die Grundlagen christlicher Erziehung und Selbstzucht. Von Prof. Dr. Karl Fischer, königlich preußischem Gymnasialdirektor. Gotha, Friedr. Andr. Perthes, 1889; XII. u. 119 S.; 2,40 Mk.

Der Verfasser ist der Meinung, der Erziehungszweck sei durch das Wesen des Erziehungsobjektes bestimmt, und mit der Unklarheit über das Wesen sei die Unklarheit über die Erziehungszwecke und Ziele untrennbar verbunden. Nun hat es die Wissenschaft bis heute in diesen Stücken noch zu keinen festen Lehren gebracht, der Verfasser will darum das unwandelbare Fundament in der göttlichen Weisheit der heiligen Schrift suchen. Demgemäß entwirft er in der biblischen Psychologie die biblische Lehre über das Wesen des Menschen, erörtert in der biblischen Biologie oder Lebenslehre die Lebensbedingungen, unter denen das religiöse, christliche Leben bestehen, sich entwickeln und erstarken kann, und stellt in der biblischen Pädagogik Zweck und Ziel, Mittel, Methode und Kräfte der Erziehung zusammen, um dann in einem letzten Abschnitte noch Rückblicke und Folgerungen für die Erziehung zu geben. Der Verfasser bittet endlich in der Vorrede, die Männer seines Entwurfs nicht der Sache zur Last legen zu wollen.

Wir dürfen trotz dieser Bitte nicht an der Frage vorübergehen, ob die heilige Schrift wirklich dazu gegeben sei, daß wir uns nach ihr eine biblische Psychologie, Biologie und Pädagogik zurecht legen sollen. Und wenn wir uns die Frage beantworten, so müssen wir sagen: die Bibel will uns die Urkunde sein von der Vorbereitung und Verwirklichung des Heiles und von der Gestaltung, die das Bekenntnis zum Heile in Christus in Wort und Leben bei den ersten Christen fand. Also wie es ihr ganz fern liegt, unsre Kenntnisse in Geographie und Physik zu vermehren, ebenso wenig will sie uns eine Psychologie, Biologie oder Pädagogik bieten, sie stellt uns vielmehr dar, wie die göttliche Lebensmacht befreiend und errettend auf die Menschen wirkte und wie sie diese zu neuem Leben führte, und will auch uns alle dazu veranlassen, daß wir uns unter die Wirkung dieser Heilsmacht stellen. Sie verfolgt nirgends ein gelehrtes Interesse, sondern überall ein praktisches. Schon von da aus ist zu vermuten, daß man schwerlich der heiligen Schrift das vollständige Material zu einer Seelen-, Leben- und Erziehungslehre wird entnehmen können. Das bewährt sich nun in der That auch weiter darin, daß, was der Verfasser ohne weitres voraussetzt, nämlich eine

Einheit auch in Bezug auf diese Lehren, nicht vorhanden ist. Der Verfasser ist nicht der erste, der dies in Bezug auf die Psychologie zu erweisen gesucht hat, aber alle derartigen Versuche sind gescheitert, und man braucht nur auf die Anstrengung zu achten, die der Verfasser zu machen hat, um einen Einklang der Aussagen über Seele, Geist und Herz herauszubringen, so wird man gestehn müssen, daß es auch ihm nicht gelungen ist, die Einheitlichkeit in der Anschauung aller Schriftstücke der heiligen Schrift in diesem Punkte nachzuweisen. Schon wenn er behauptet, daß alle Berichte darin übereinstimmen, der Mensch sei nach Gottes Bild geschaffen, so bedenkt er nicht, daß der zweite Bericht im ersten Buche Mosis 2, 4 ff. auch nach seinem Berichte davon nichts weiß.

Wenn wir nun aber diese Voraussetzung in Ansehung des Charakters der heiligen Schrift für unrichtig halten müssen, so fragt es sich weiter, ob nun wirklich keine Bestimmung und Klarheit über das Ziel der Erziehung möglich sei, wie der Verfasser nach seinem Hauptsatze befürchtet, daß erst die Klarheit über das Wesen dessen, der erzogen werden soll, auch Klarheit über den Erziehungszweck bringe. Aber so wenig die Botanik erst den Landmann zur rechten Besorgung und Ziehung der Pflanzen befähigt, ebenso wenig macht erst die Psychologie einen Vater und eine Mutter zu rechten Erziehern. Das Ziel der Erziehung kann nie und nimmer durch die Wissenschaft, welche es auch immer sei, gegeben oder aus ihr selbst heraus entwickelt werden; die Wissenschaft kann das gegebene Ziel nur in gelehrten Worten definiren. Die Bestimmung des Zieles ist eine praktische Angelegenheit, folgert doch der Verfasser selber gegen die Erwartung es auch nicht aus seiner Psychologie. Darum kann es niemanden anfechten, daß man zu einer unwandelbaren und klaren Psychologie nicht gekommen ist und diese auch nicht aus der Bibel entnehmen kann.

Ansprechender als die biblische Psychologie ist die biblische Biologie, welche die von Drummond, „Das Naturgesetz in der Geisteswelt“ eingeschlagnen Bahnen verfolgend von Kontinuität und Lebensverleihung, von Wachstum, Entartung, Umgebung, Typusleben, Altertum und Parasitismus handelt und dabei die reiche Fülle des biblischen Materials gut verwertet. Aufgefallen ist mir dabei, daß er von Maria als der „Gottesmutter“ redet.

Die biblische Pädagogik stellt dann die biblischen Aussagen zusammen über den Zweck und die Ziele, die Methode, Mittel und Kräfte der Erziehung, wobei sich wieder die Voraussetzung der durchgängigen Einheit der Bibel Alten und Neuen Testaments in der merkwürdigen Auslegung rächt, daß die Stelle Matthäus 5, 34 ff. „nur das Schwören und Sichverheißen des gewöhnlichen Lebens, nicht aber den Eid verbiete“ wegen 2. Mosis 22, 11; Hebräer 6, 16 f. u. a. St.

Die Rückblicke und Folgerungen lassen in erfreulicher Weise den gewiegten, christlich gesinnten Schulmann erkennen, der weiß, wo die rechte Kraft zur treuen Erfüllung des Erziehungsgeschäftes zu finden ist.

K M

(Die Stiftung der Bergischen Provinzialsynode am 21. Juli 1889 zu Neviges bei Elberfeld) Als Denkschrift und als Beitrag zur niederrheinischen evangelischen Kirchengeschichte bei Gelegenheit der dreihundertjährigen Gedächtnisfeier der Synodalstiftung zusammengestellt von Pastor em. K. Krafft zu Elberfeld.

Diese Festschrift, ein auf gewissenhafter Quellenforschung beruhender Bericht über die Gründung und ein Ueberblick über die Weiterentwicklung der Bergischen Synode, lenkt die Aufmerksamkeit der evangelischen Lehrer auf die standhaften Gemeinden Westdeutschlands, die inmitten katholischer Bistümer unter dem Drucke katholischer Herren ihren Glauben mit Ueberzeugungstreue und Todesverachtung bekannt und festgehalten haben.

Nicht ohne tiefe Bewegung liest man, wie in den vierziger Jahren des sechzehnten Jahrhunderts durch die Haltung des geistlichen Kurfürsten Hermann von Köln der Sieg der Reformation am Niederrhein entschieden und für ganz Deutschland wenigstens nahegekommen schien. Aber der unkluge Krieg des Herzogs von Cleve (Jülich, Berg, Mark und Ravensberg) mit dem Kaiser Karl V. vernichtete alle schönen Hoffnungen. Der Niederlage des Herzogs folgte die Absetzung des Erzbischofs und eine jahrhundertlange Tyrannei spanischer Priester und fanatischer Jesuiten. Der Religionsfriede zu Augsburg brachte eine nur kurze Erleichterung, zumal da der schwankende Herzog Wilhelm, der 1558 den evangelischen Reformen beigetreten war, zur katholischen Kirche zurückkehrte (1570) und auch seine Söhne, von denen der eine vor dem Vater in Italien starb, der andre zugleich mit dem Herrscherhause in Wahnsinn endete, gegen bessre Ueberzeugung an ihr festhalten mußten. Von Schlaganfällen gelähmt konnte der alte Fürst Herzog Wilhelm zu dem Gesandten des berüchtigten Alba nur unzusammenhängende Worte vorbringen, wie: „Schelm, dein Herr — Kaiserliche Majestät — Cleve, Cleve, Mal — tausend Teufel.“ „Mit dem jungen Fürsten,“ heißt es in einem andern Berichte, „stehts sehr erbärmlich; denn er ist in eine schwere Melancholie verfallen, welches von den Räten und von denen, so um ihn gewesen, lange ist verhalten worden. Aber nun ists leider viel zu viel an den Tag gekommen. Daß er auch zuletzt nicht anders gemeint hat, denn daß sein Vater ihm, daß er den Spaniern zu viel eingewilligt und unterschrieben, das Haupt wollen lassen abschlagen, und hat sich darauf so übel gehalten, daß auch der gute alte Fürst, wie wohl er auch für seine Person schwach ist, den Sohn selber hat trösten müssen, welches also erbärmlich gestanden, daß den Umstehenden die Augen davon übergegangen, und wird diese Melancholie täglich größer.“

So bildet das Elend auf dem Fürstenthron ein Abbild des unsäglichen Jammers in dem von den Spaniern mißhandelten Lande, und das entsetzliche Schicksal von Neuß (1586) ist nur eine Szene des blutigen Dramas. Ueber Aachen, den evangelischen Vorort des westlichen Deutschlands, ward die Acht verhängt: und eben in dieser Zeit des Schreckens

und infolge des Zuzugs flüchtiger Niederländer erfolgte die Gründung der Bergischen Synode.

Aus der Geschichte ihrer weitern Entwicklung nur noch folgendes: Nachdem (1609) Pfalz-Neuburg und Kurbrandenburg die jülich-clevische Erbschaft angetreten hatten, übernahm letzteres auf die Dauer die Stelle eines Schutzherrn für die evangelischen Gemeinden, gründete in seinem eignen Gebiet Cleve die Universität Duisburg (1655), die bis Anfang unsers Jahrhunderts eine Bildungsstätte für die reformirten Theologen gewesen ist, und endlich nötigte der große Kurfürst die wieder katholisch gewordnen Neuenburger zu einem Religionsvergleich, durch den auch den Evangelischen in Jülich und Berg volle Religionsfreiheit und konfessionelle Schule garantirt wurde (1672/73). Um dieselbe Zeit erhielten auch die reformirten Gemeinden der unveränderten Augsburger Konfession — andre gab es damals noch nicht — ihre alte Kirchenordnung. Erst im achtzehnten Jahrhundert entstanden daneben durch Einwandrung evangelisch-lutherische Gemeinden, nnd die unirten (der veränderten Augsburger Konfession) haben sich gar erst im Laufe des neunzehnten Jahrhunderts gebildet.

Ueber den Geist in den Gemeinden, wie er uns aus den Synodalakten entgegentritt, schreibt der Verfasser: „Die feste Geschlossenheit in beiden Kirchen auf Grund des Bekenntnisses macht im Gegensatz zu unsern Zeiten einen erhebenden, aber auch beschämenden Eindruck. Es tritt uns vielfach ein heiliger Ernst entgegen und ein entschiedner Wille, das Bekenntnis auch im Leben der Gemeinden durchzuführen, so namentlich in der Handhabung der Kirchenzucht und überhaupt in dem Festhalten mancher reformatorischen Ordnungen und kirchlichen Sitten. Kämpfe, bei denen die Prinzipien des Glaubens in Frage gestellt werden, kennt unsre alte bergische Kirche nicht — — während die Kämpfe zwischen dem lebendigen Glauben und der toten äußern Rechtgläubigkeit unsrer Kirche nicht erspart bleiben konnten; auch fehlte nicht die Signatur der apostolischen und reformatorischen Kirche: das Kreuz und die Verfolgung. Hingegen der Rationalismus des achtzehnten Jahrhunderts, welcher Deutschland überflutete, fand bei uns keine Stätte und keinen Herd. Auch der konfessionelle Gegensatz hatte sich im Laufe der Jahre sehr gemildert, indem die Synoden beider Kirchen sich gegenseitig durch Abgeordnete beschickten. . . . Unsre bergische evangelische Landeskirche ist durch Märtyrer gegründet worden, die ihr Leben willig für die erkannte und bezeugte Wahrheit des Evangeliums hingegeben haben. Die Abteilung der bergischen Kirche, welche sich seit 1878 in zwei Synoden scheidet (Elberfelder und niederbergische Kreissynode), hat das Erbe der Reformation bis heute bewahrt.“

Im dritten Abschnitt „Urkundliche Erläuterungen und biographische Mitteilungen“ wird zunächst das Protokoll der ersten bergischen Synode zu Neviges seinem Wortlaute nach wiedergegeben, dann von deren Begründern, ausführlich auch von dem verdienten Niederländer Philipp Marnix von St. Aldegonde gesprochen; zum Schluß werden sechs Fürstinnen aus dem clevischen Herrscherhaus aufgeführt, die entschieden evangelische Ueberzeugung hatten, darunter Sibylla, die bekannte Gattin des sächsischen Kurfürsten Johann Friedrich des Großmütigen. Die letzte, aber nicht geringste dieser Glaubenszeuginnen ist Katharine Charlotte von Pfalz-Zweibrücken, eine hohe Säule unsrer Kirche, wie sie das Presbyterium zu Düsseldorf nennt; trotz ihrer Krankheit und den bis ans Ende fortgesetzten Aufforderungen ihres katholischen Gemahls blieb sie standhaft und ließ gegen die Bedrängungen der Jesuiten, die ihr immer mit ihren trostlosen Definitionen von der Kirche zusetzten, durch ihre beiden Prediger in Eile eine kleine Schrift aufsetzen, worin in Kürze die Lehre der reformirten Kirche vorgetragen wurde, wie man allein recht glauben, heilig leben und selig sterben könnte.

(Die Arbeiteu-Orden) Mit besondrer Freude müssen wir es begrüßen, wenn sich Arbeiter selbst in ruhigem, anständigem Tone in der sozialen Frage hören lassen; wie sie denn durch nichts mehr ihr eignes Interesse wahren werden, als wenn sie das unreife Gebaren wüsten Drängens und Treibens aufgeben und bei aller Entschiedenheit, mit der sie für Verbesserung ihrer Lage eintreten, sich von einer krankhaften Verbitterung frei machen, die sie immer über das Ziel schießen und ihre gute Sache selbst verderben läßt. Ein Schriftchen, wie es den Arbeitern nur zur Ehre gereicht und wie deren recht viele möchten aus Arbeiterkreisen hervorgehen — daß die Begabteren unter ihnen dazu das Zeug haben, beweist eben diese Schrift —, solch ein Schriftchen ist die Broschüre des Schriftsetzers Ph. Fink in Mainz, betitelt: Die Arbeiter-Orden. Ein Vorschlag zur raschen und endgiltigen Lösung der sozialen Frage auf friedlichem Wege. (Stuttgart, 1888; 60 Pfge.)

Was Fink will, ist dies: Es soll sich ein großer Verband von Vereinen, Arbeiter-Orden, wie er sie nennt, bilden, denen sich sämtliche Arbeitgeber, Beamte und Arbeiter anschließen und „dort über das Wohl und Wehe des vierten Standes gemeinschaftlich beraten und dementsprechend Fühlung mit Staat und Gesetzgebern nehmen und deren Bestrebungen gewissermaßen ergänzen“ sollen. „Durch eine solche Vereinigung wäre der richtige Boden geschaffen, wo man die Wünsche der Arbeiter eingehend prüfen und mit vereinten Kräften auch die geeigneten Maßregeln zu dauernder Verbesserung des Loses der Arbeiter treffen könnte.“ Die Aufgaben, die Fink den Arbeiter-Orden zuweist, sind z. B. Regelung des Geschäftsgebarens des gesamten Erwerbsstandes, Feststellung eines Normalarbeitslohnes, des Maximalarbeitstages, Abschaffung der Sonntagsarbeit, Arbeiterversorgung u. dergl. Auch soll es Frauen-Orden geben, die sich z. B. mit Krankenpflege, Kinderversorgung u. a. beschäftigen müßten. Die Organisation soll der Art sein, daß die Kreisorden, bestehend aus Arbeitgebergrad, Beamtengrad und Arbeitergrad, sich zu Landesorden, diese zu einem Reichsorden zusammenschließen. Eine eigne Zeitung muß natürlich die

Ordensinteressen vertreten und besprechen. Um die Kosten zu decken, denkt sich Fink eine „soziale Reichsspende“ als praktisch, eine Art partieller Teilung, die einmal vorzunehmen sei, an der sich aber der Arbeiter so gut wie der Millionär zu beteiligen hat je nach der Höhe seines Vermögens, sodaß z. B. der Besitzer eines Vermögens von 500 000 Mk. 1000 Mk., der Millionär 4000 Mk. zu dieser Spende zu steuern hätte. Aus dem so gesammelten Fonds, der eine sehr anständige Höhe erreichen würde, ließen sich die Kosten der Arbeiter-Orden bequem bestreiten.

Ob diese Vorschläge durchführbar, ob sie zweckmäßig sind, das zu entscheiden ist nicht unsers Amtes. Wohl aber möchten wir einen Gedanken, der sich wie ein roter Faden durch das ganze Schriftchen hindurchzieht, unsern Lesern nahebringen. Es ist derselbe Gedanke, dem wir schon wiederholt in unserm Blatte Ausdruck gegeben haben, nämlich: die besitzenden, gebildeten Klassen müssen dem Arbeiterstande eine freundlichere, gerechtere Beurteilung zu teil werden lassen, als es bis jetzt der Fall ist. Ich lasse Fink am besten selbst reden, indem ich die diesbezüglichen Stellen seines Schriftchens aneinander reihe, und betone noch einmal, daß Fink niemals in einen gehässigen und übertreibenden Ton verfällt, so beweglich er auch zu reden weiß. Er schreibt:

„Um aber eines wirklichen Erfolges von vornherein gewiß zu sein, muß, ehe man an diese Aufgabe [Lösung der sozialen Frage] herantritt, ein andres bedenkliches Uebel, der Indifferentismus der besitzenden Klassen, gründlich beseitigt werden; es muß — anerkannt werden, daß die deutsche Sozialdemokratie ihre Berechtigung hat“ (S. 6). „Man muß sich vergegenwärtigen, daß der heutige Arbeiter nicht blos seines Lohnes wert, sondern daß er auch Mensch — Gottes Sohn — ist, der Anspruch darauf hat, menschlich behandelt und menschlich beurteilt zu werden“ (ebenda). „Man erblickt in dem Arbeiter vielfach noch nicht den Nebenmenschen, sondern nur den modernen Sklaven“ (S. 8). „Es ist heutzutage fast förmlich zur Mode geworden, daß unter vielen Menschen, welche über dem Arbeiterstande stehen, und sogar unter denjenigen, welche sich bloß einbilden, mehr als ein gewöhnlicher Arbeiter zu sein, die falsche Ansicht vorherrscht, daß man den Arbeiter herablassend, kalt und unfreundlich behandeln müsse, wenn man sich nichts vergeben wolle. Auch der Arbeiter verfügt als Mensch über fünf Sinne, das sollte man doch ernstlich beherzigen“ (S. 13). [Soll wohl heißen: über lebendige Empfindung für Achtung.] „Besonders die sogenannten gebildeten und besitzenden Klassen müssen sich vor allen Dingen in die Thatsache einleben, daß gerade unter dem deutschen Arbeiterstande noch ein gesunder Sinn herrscht, der sich in Pflichttreue, Fleiß, Ausdauer, Unverdrossenheit und Bescheidenheit überall da kennzeichnet, wo man dem Arbeiter freundlich, wohlwollend und fürsorgend entgegentritt“ (S. 15 bis 16). „Jede Klasse, jeder Stand muß freudig mitwirken, und besonders die „Besitzenden“ und die sogenannten „Vornehmen“ gehören hierbei an die Tête“ (S. 39). „Aber auch demjenigen, der im Schweiße seines Angesichts nicht blos für sich und den Arbeitgeber, sondern für die gesamte menschliche Gesellschaft seine physische Kraft verwertet, — d. h. also dem Arbeiter selbst — muß man sich menschlich mehr nähern als seither“ (S. 40). „Diese „vornehme“ kalte, diese blos rechnerische Beziehung zum Arbeiter, macht oft die wohlmeinendsten Intentionen wirkungslos“ (S. 45). — Doch genug der Zitate. Ich meine, es ist manches recht beherzigenswerte und des Nachdenkens werte Wort unter dem Angeführten. Der Grundton ist doch der: Mehr Achtung unserm Volke! P D

(Geistliche Lieder von Georg Wilhelm Schulze) Fünfzehnte vermehrte Auflage. Halle, Verlag von Richard Mühlmann, 1888; 354 S.; Preis 3 Mk.

In zwei verschiednen Bahnen bewegt sich die moderne geistliche Lyrik. Die eine, die episch-lyrische, hat Altmeister Gerok mit seinen herrlichen Palmblättern erschlossen, die so frisch wie einst unsre eigne Jugendzeit auch die unsrer Kinder und Kindeskinder umgrünen werden. Aus dem vom Stabe der Dichtung berührten Felsen irgend eines Schriftworts, einer biblischen Erzählung ergießt sich da ein krystallner Quell tieffrommer Empfindung, geist- und liebevoller Betrachtung; über den „heiligen Worten, Zeiten, Bergen und Wassern“ wölbt sich im Perlenglanz der Poesie der Bogen des Friedens, das Diesseits und Jenseits verbindend; und wie nach dem Pauluswort: „Alles ist euer“ dem Dichter nichts Menschliches fremd ist, so ward er auch längst zum Liebling wie der christlichen Gemeinde, so auch der ganzen deutschen Nation.

In einer andern Richtung, der rein-lyrischen, begegnen uns nicht minder begnadete und liederreiche Sänger wie A. Knapp, Spitta und Julius Sturm; aus dem frommen Christenherzen quillt hier unmittelbar das Lied hervor in Bitte und Dank, Lust und Leid, in Glaube, Liebe und Hoffnung; wenn vielleicht weniger kunstvollendet, so sind ihre Weisen doch volkstümlich und sangbar und darum in besonderm Sinne ein Schatz für die christliche Kirche.

Zu der letztgenannten Gattung gehören auch Schulzes geistliche Lieder, die uns in fünfzehnter Auflage vorliegen.

Diese hohe Ziffer (1858 erschien die erste Auflage) ist gewiß ein hocherfreuliches Zeichen der Zeit. Und in der That, diese Lieder, von innigster Jesusliebe und kindlichem Gottvertrauen durchglüht, voll zarter Gefühle, voll reicher und reifer Erfahrung, im hochzeitlichen Kleide einer ebenso schlichten als edlen und schwungvollen Sprache sind es sicherlich wert, im häuslichen wie im öffentlichen Gottesdienste gelesen oder gesungen zu werden, wie denn bereits eine Anzahl derselben von namhaften Komponisten in Musik gesetzt worden ist. Dabei soll freilich eins nicht verschwiegen werden. Die „Naturlaute,“ die nach Heinrich

Heines treffendem Ausspruch den wahren Lyriker kennzeichnen, scheinen mir hier zwar durchaus nicht zu fehlen, aber doch bei jenen vorgenannten und andern christlichen Sängern in höherm Maße vorhanden zu sein. Dasselbe gilt von der Kraft künstlerischer Anschauung und Gestaltung.

Man vergleiche nur eines der zahlreichen, warm empfundnen Jesuslieder mit dem bekannten Gedicht von A. Knapp:

Eines wünsch ich mir vor allem andern,
Eine Speise früh und spät —

oder den schönen Himmelfahrtsgesang auf Seite 234 mit dem schönern Garveschen:

Ihr aufgehobnen Segenshände,
Voll Heil, voll Wunderkraft des Herrn —

oder die Ode „In großem Ungewitter“ mit Geroks „Gewitter“ in den Palmblättern oder endlich das wirklich ergreifende Gedicht auf Seite 5:

O selig ich, denn Dich besitz ich wieder,
Dich, den ich still im tiefsten Herzen trage —

mit dem ähnlichen bekannten Gebet von Geibel:

Herr, den ich tief im Herzen trage,
Sei Du mit mir!

um unser obiges Urteil bestätigt zu finden.

Gleichwohl ist und bleibt diese umfangreiche Sammlung eine wertvolle Gabe für die evangelische Christenheit und sei darum auch in dieser Zeitschrift herzlich empfohlen. H-Sch

Verschiedenes

(Die gesperrten siebzehn Millionen) Ueber die im Kulturkampfe durch den preußischen Staat angesammelten Sperrgelder*) wird, wie es scheint, der Landtag noch nicht so bald zu beschließen haben. In den Berliner Politischen Nachrichten verlautet darüber folgendes offiziöse Orakel:

Nach Paragraph 9 des sogenannten Sperrgesetzes vom 22. April 1875 ist die Bestimmung über die angesammelten Sperrgelder, soweit sie nicht zu Gunsten der Staatskasse zu verrechnen oder sonst verwendbar waren, einem besonderen Gesetze vorbehalten. Ueber die Art oder den Zweck der Verwendung bestimmt jenes Gesetz nichts, läßt dem Gesetzgeber vielmehr die weitere Entschließung ganz frei. Insbesondre wird ein Rechtsanspruch auf Rückgabe der Sperrgelger im ganzen oder einzelnen nicht gegeben, und es steht formell nichts im Wege, die allmählich auf 16 bis 17 Millionen Mark angewachsenen Sperrgelderfonds definitiv zur Staatskasse zu vereinnahmen. Letzteres ist, wie bekannt, nicht entfernt die Absicht der Staatsregierung; obwohl sie dazu rechtlich nicht verpflichtet ist, geht ihre Absicht vielmehr dahin, die Sperrgelderfonds in vollem Umfange für katholisch kirchliche Zwecke nutzbar zu machen. Der Ausführung dieser Absicht stehen aber nicht zu unterschätzende Schwierigkeiten entgegen. Soll der Zweck friedenstärkender und befriedigender Wirkung erreicht werden, so muß mit einer großen Reihe von Faktoren gerechnet werden. Die beiden Häuser des Landtages haben ein gewichtiges Wort in der Sache mitzusprechen; es würde mißlich und mit dem friedlichen Zwecke nicht wohl vereinbar sein, wenn an diese mit einer Vorlage herangetreten würde, welcher demnächst die Zustimmung der einen oder der andern Körperschaft fehlte. Dasselbe würde der Fall sein, wenn die Uebereinstimmung der gesetzgebenden Faktoren nur auf einer Grundlage zu erzielen wäre, welche die beteiligten katholischen kirchlichen Kreise nicht wenigstens einigermaßen thatsächlich befridigte. Wir sagen thatsächlich, weil erfahrungsgemäß mit dem Ausdrucke der Befriedigung von jenen Kreisen auch da zurückgehalten wird, wo der begründetste Anlaß zu solcher vorliegt. An lauter Erhebung weitergehender Forderungen wird es auch in dem vorliegenden Falle selbst dann nicht fehlen, wenn man innerlich voll befriedigt ist. Letzteres Ziel allein ist daher erstrebenswert. Endlich würde im Interesse des innern Friedens wenig gewonnen sein, wenn eine etwaige Befriedigung der katholischen Kirche mit entsprechender Unzufriedenheit in evangelischen Kreisen zu erkaufen wäre. Es kommt dabei also auf eine sehr sorgfältige Erwägung und Untersuchung dessen an, was einerseits im Landtage gangbar ist, anderseits der beiden Konfessionen schuldigen Rücksicht entspricht. Es ist klar, daß es sehr sorgfälter Erwägung, Prüfung und Ueberlegung bedarf, um diese vielfach sich widersprechenden Gesichtspunkte in Einklang zu bringen. Auch hier gilt daher das Wort: Chi va piano, va sano!

Quittung

Für das Diakonissenhaus des Evangelischen Bundes in Schwäbisch-Hall: 2 Mk. von H v D in O St.

Für die evangelische Erziehungsanstalt Godesheim am Rhein: 10 Mk. von J B, Quedlinburg; 6 Mk. von J, Kirchwärder; 3 Mk. von S E, Pfaffroda; 1,50 Mk. von N N, Gardelegen.

Für die Waldenser: 1 Mk. von H in S.

Für die evangelische Gemeinde Sofia in Bulgarien: 2 Mk. von H W, Berlin; 1 Mk. aus einer studentischen Strafkasse.

Für das deutsche evangelische Hospital in Jerusalem: 100 Mk. gesammelt in der Gemeinde Zwickau.

Herzlichen Dank! D H

*) Vergl. vorigen Jahrgang d. Bl. Nr. 5, S. 102 und Nr. 6, S. 125.

Verantwortlicher Herausgeber:
Pfarrer Lic. Martin Rade in Schönbach bei Löbau in Sachsen.

Anzeigen

Die glückliche Geburt eines
Töchterchens
anzuzeigen beehrt sich
Solingen, 3. Februar 1890.
Giesecke, Pfarrer.

Ein kinderlos. Ehep. (Gymnas.-L.) wünscht 1 oder 2 Kinder (am liebsten Vollwaisen) 1—3 J. alt z. adoptiren. Briefe mit ausführlicher Angabe erbeten unter **G. S. 500** an die Expedition dieses Blattes.

Von allen Seiten warm empfohlen!
† **Goldene Ähren.** †
Tägliche Andachten aus Gottes Wort.
Gesammelt u. nach dem Kirchenjahre geordnet von G. Gericke. Mit Familien-Chronik. Geh. 6 Mk. Eleg. geb. 7,50 Mk. Mit Goldschnitt 8 Mk.
Zu beziehen durch jede Buchhandlung, oder gegen Einsendung des Betrages portofrei von der Verlagsbuchhandlung **Fr. Richter in Leipzig.**

Cand. theol.,
im Besitze guter Zeugnisse, sucht zum 1. April eine andre Hauslehrerstelle, bei welcher ihm auch Zeit für s. Studium bleibt. Gefl. Off. an **Decke**, Senior an der Bernhardinkirche zu Breslau.

Für die h. Passionszeit.
Religiöse Gemälde
in Oelfarbendruck
für Kirche, Schule und Haus empfiehlt
Friedr. Schulze's Verlag,
Berlin, Wilhelmstr. 1a.
(Gegründet 1853).
— Verzeichnis mit Illustrationen gratis. —
Die hervorragendsten Blätter sind:
Christus am Oelberge, / **Segnender Christus,** / **Christus und Petrus,** — nach Professor Kaselowsky. je 92 cm hoch — 66 cm breit.
Preis à 21 M., m. Goldbarockrahmen à 45 M.
Dieselben fanden bereits tausendfältig Verbreitung als Altarbilder, Jubiläums- und Festgeschenke u. s. w.

Soeben ist erschienen:
Vor Feierabend.
Karl Gerok's letzte Predigten.
Weihnachten 1889. Neujahr u. Sonntag nach Neujahr 1890.
Preis geh. 50 ₰, gebunden 75 ₰.
Früher erschienen:
Karl Gerok, Illusionen und Ideale.
1.—5. Auflage. Preis geh. 50 ₰, geb. 75 ₰.
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.
Verlag von **Carl Krabbe** in Stuttgart.

Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Carl Marquart in Leipzig

Hierzu 1 litterarische Beilage von Ferdinand Hirt & Sohn in Leipzig